



Edgar Wallace

Der sentimentale Mr. Simpson

Non-profit ebook by tg

Lester Cheyne ist verblüfft über die Ähnlichkeit zwischen Lois Martin und Lady Alice Farranay – der Frau, die er seit Jahren erpreßt. Er ahnt allerdings nicht, daß Lady Alice selbst vor ihm steht. Sie ist gekommen, um sich an ihm zu rächen ...

9 Krimis von Edgar Wallace.

ISBN: 3-442-01214-7

Original: SENTIMENTAL SIMPSON

Aus dem Englischen übertragen von Tony Westermayr

Verlag: Wilhelm Goldmann

Erscheinungsjahr: 1/82 • 8. Auflage

Umschlagentwurf: Atelier Adolf & Angelika Bachmann, München

Umschlagfoto: Richard Cantronn, Stuttgart

Satz: Presse-Druck Augsburg

Druck: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh

Herausgegeben von Friedrich A. Hofschröter

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

Der sentimentale Mr. Simpson.....	3
Der grüne Mann	21
Der Schwächling	39
Die Doppelgängerin	54
Der Fassadenkletterer.....	72
Der Mann, der nie verlor.....	91
Ehemann gesucht	106
Sechs Kisten Geld	126
Die Starken und die Schwachen.....	142

Der sentimentale Mr. Simpson

Aus gewissen Anzeichen schloß der Amateurdetektiv, seine Terrassentür müsse ein Mann aufgebrochen haben, der Linkshänder war und Bergstiefel trug. Das letztere wurde durch den Abdruck auf dem weißen Lack der Tür zweifelsfrei bewiesen. Die Richtung der Schnittspuren im Fensterkitt deutete auf Linkshändigkeit des Einbrechers hin.

Dazu kam noch, daß nur ein Linkshänder auf die Idee gekommen sein konnte, den linken Rolladen durchzusägen.

Der Bewohner des Hauses mit dem poetischen Namen ›Wisteria Lodge‹ erklärte diese seine Theorie dem echten Detektiv, der um drei Uhr morgens dem Villenbesitzer gegenüber saß und zuhörte.

»Wenn Sie einen Linkshänder mit Bergstiefeln finden«, meinte der Hausbesitzer, »haben Sie den Einbrecher.«

»Aha«, sagte der echte Detektiv.

»Das Seltsamste an diesem Einbruch ist nur, daß meine Geldkassette, die über vierhundert Pfund enthielt, zwar geöffnet wurde, das Geld aber unangetastet blieb«, fuhr sein Gegenüber fort. »Nicht einmal der kleine Einsatz obenauf war herausgenommen worden. Meine Frau bewahrte dort eine Haarlocke von ihrem Lieblingspudel auf, der vergangenes Jahr von irgendwelchen Tierquälern vergiftet wurde. Ich bin ganz sicher –«

»Was war mit der Locke?« fragte der Kriminalbeamte plötzlich interessiert.

»Sie ist feucht gewesen, sehr feucht sogar«, erklärte der Villenbesitzer. »Wie schon erwähnt, trug der Mann meiner

Meinung nach Bergstiefel und einen Regenmantel. Er war zweifellos Linkshänder.«

»Aha«, sagte der andere.

Dann verabschiedete er sich und holte den empfindsamen Simpson aus dem Bett, nicht, weil er Bergstiefel trug, auch nicht, weil er Linkshänder war, sondern verschiedener Hinweise halber, die auf eine ganz bestimmte Person schließen ließen.

Mr. Simpson trat blinzelnd aus seinem Zimmer. Er trug ein Nachthemd und den Ausdruck grenzenloser Überraschung.

»Sie sind's, Mr. Button«, sagte er. »Sie haben mich schön erschreckt. Ich bin heute sehr früh zu Bett gegangen, weil ich Zahnschmerzen habe, und als ich Sie klopfen hörte, dachte ich mir —«

»Ziehen Sie Ihre Hose an«, befahl Sergeant Button.

Simpson zögerte den Bruchteil einer Sekunde und zog sich dann in das Schlafgemach zurück. Mr. Button lauschte angestrengt auf das Knarren eines Fensterflügels.

Aber Simpson dachte nicht an Flucht.

»Jackett und Stiefel natürlich auch«, knurrte Button geizt. »Was ist denn los mit Ihnen, Simpson? Solche Schwierigkeiten haben Sie mir noch nie gemacht.«

Simpson starrte ihn verblüfft an. »Sie wollen mich doch wohl nicht verhaften?« fragte er ungläubig und fügte hinzu, daß er seit dreiviertel zehn im Bett gewesen sei, sonst möge er auf der Stelle tot umfallen.

»Wir werden uns jetzt doch nicht streiten?« flehte Mr. Button und begleitete seinen Gast zum Polizeirevier.

Am Tag der Verhandlung sah Simpson, der darauf wartete, in den Gerichtssaal geführt zu werden, den Kriminalbeamten wieder.

»Mr. Button«, sprach er ihn an, »ich hoffe, daß wir noch immer Freunde sind.«

»Gewiß, Simpson.«

»Ich glaube nicht, daß Sie mit einer Verurteilung rechnen dürfen«, meinte Simpson nachdenklich. Er war ein kleiner, rundlicher Mann mit sanfter Stimme und kleinen Äuglein, die beinahe zu verschwinden schienen, wenn er ein nachdenkliches Gesicht machte. »Ich nehme Ihnen nichts übel, Mr. Button – Sie haben Ihren Beruf und ich den meinen. Aber wer hat mich verpfiffen?«

Mr. Button schüttelte den Kopf. Der Spitzel ist in jedem Falle eine geheiligte Person, und in diesem Fall gab es zu allem Unglück keinen solchen. Er hatte daher Grund genug, verschwiegen zu sein.

»Seit wann sind wir denn so unvernünftig?« fragte er mißbilligend. »Sie stellen doch sonst keine solchen Fragen.«

»Aber wie sind Sie daraufgekommen, daß ich es gewesen sein könnte?« drängte Simpson.

Der Sergeant sah ihn an. »Wer verliert bei einer Locke die Nerven?« fragte er bedeutsam, und die Augen seines Gefangenen wurden feucht.

»Das ist eben meine Schwäche«, sagte Simpson mit erstickter Stimme. »Ein Andenken an das geliebte Wesen ... das teure, verblichene, Mr. Button. Man wird einfach ... Nun, wir haben doch alle unsere Gefühle.«

»Gewiß«, stimmte Button freundlich zu. »Weil wir gerade davon reden: Was meinen Sie, werde ich wohl fühlen, wenn ich vom Richter gerügt werde, weil ich Sie ohne ausreichendes Beweismaterial hierhergebracht habe? Ich bin zwar nicht der Meinung, daß Sie davonkommen, aber Sie wissen ja, wie Geschworene sind! Wie wär's mit einem kleinen, hübschen Geständnis, Simpson? Sie

brauchen den Einbruch nur zuzugeben, dann trete ich in den Zeugenstand und lege ein gutes Wort für Sie ein. Sie wollen doch sicher nicht, daß ich mich blamiere?«

»Natürlich nicht«, gestand Simpson. »Aber ich will mich auch nicht blamieren, indem ich ein Verbrechen eingestehe, das mir schon seiner Natur nach sozusagen widerwärtig ist.«

»Sie lesen zu viele Bücher«, erwiderte Button unfreundlich. »Da haben Sie diese ausgefallenen Worte her. Denken Sie nur einmal, was meine arme Frau sagen wird, wenn mir der Richter eine Standpauke hält – es bricht ihr das Herz ...«

»Hören Sie auf«, schluckte Mr. Simpson. »Bitte nicht ... Ich halte das nicht aus, Mr. Button.«

Es läßt sich nur vermuten, wozu er noch bereit gewesen wäre, wenn das Gespräch angedauert hätte. In diesem Augenblick wurde er aber in den Gerichtssaal und zur Anklagebank geführt.

Das Beweismaterial gegen ihn war jedoch so unvollkommen, daß die Geschworenen ihr ›Nicht schuldig‹ sprachen, ohne sich zur Beratung zurückzuziehen.

»Ich kann die Polizei zu ihrer Ermittlungsarbeit in diesem Fall nicht beglückwünschen«, erklärte der Richter streng, und Simpson, der das betroffene Gesicht des Sergeanten sah, dachte an Mr. Buttons gebrochenes Herz und mußte aus dem Saal geleitet werden.

Er kehrte also in sein kleines Zimmer in der Castel Street zurück. Irgendwie hatte er das unangenehme Gefühl, einen Freund in der Stunde der Not im Stich gelassen zu haben. Vergeblich bemühte er sich, die Gedanken an die zerstörte Harmonie in Mr. Buttons Familie beiseite zu schieben.

Das Ganze führte ihn noch ein wenig weiter aus der Welt, in der er lebte; denn er war kein begehrter Partner

und hatte kaum Freunde. Einer nach dem andern war in Anbetracht seiner bedauerlichen Schwäche von ihm abgerückt. Lew Saffron, der im Gasthof »Nine crowns« öffentlich erklärt hatte, Simpson sei der größte Künstler, der je einen Tresor geöffnet habe, und ebenso öffentlich den Amerikaner herausgefordert hatte, Simpsons Arbeit im Zusammenhang mit der ungesetzlichen Öffnung von Epsteins Juweliergeschäft zu übertreffen, sogar Lew hatte ihn nach einer unglücklich verlaufenen Partnerschaft fallenlassen.

»Der Erfolg war uns sicher, und wir hätten die herrlichste Sammlung von Steinen ungefährdet davontragen können«, berichtete er von einem Job zusammen mit Mr. Simpson in Hatton Gardens. »Aber was geschah? Er öffnete den Tresor, und ich lauerte unten auf die Polizei. Natürlich rechnete ich damit, daß er herunterkommen und das Zeug mitbringen würde. Ich wartete also zehn Minuten, dann gehe ich hinauf – und was sehe ich? Dieser Trottel von Simpson sitzt auf dem blanken Boden und weint sich die Augen aus über ein paar Liebesbriefe, die van Voss in seinem Tresor aufbewahrt hatte! Briefe von irgendeiner Stenotypistin, in die van Voss einmal verliebt war. Simpson sagte, sie hätten ihn bis ins Innerste getroffen. Er wollte hingehen und van Voss umbringen. Als ich ihn schließlich einigermaßen beruhigt hatte, wimmelte es auf der Straße von Polizisten ... Wir entkamen übers Dach ... Mit Simpson – nie wieder, herzlichen Dank!«

Mr. Simpson seufzte, als ihm aufging, wie einsam er war. Trotzdem verbrachte er den Nachmittag nicht nutzlos, denn er hatte noch sechs Kapitel aus »Christys alte Orgel« zu lesen, bevor er das Buch mit geröteten Augen in die Leihbücherei zurückbrachte.

An diesem Abend hatte er eine Verabredung mit Charles Valentino, dem Besitzer eines Lokals in Kennington, ein-

zuhalten. Valentino war in der Unterwelt von einiger Bedeutsamkeit.

Er begrüßte Simpson mit düsterer Miene. »Was höre ich da von Ihrer Arbeit, Mr. Simpson? Ich traute meinen Augen nicht, als ich die Berichte in der Zeitung las. Und auch noch freigesprochen! Sie hätten zehn Jahre verdient!«

Mr. Simpson schlug verlegen die Augen nieder.

»Vierhundertdreißig Pfund in einer Geldkassette zurückzulassen, die nicht einmal abgesperrt war? Was ist eigentlich los mit Ihnen, Simpson?« fragte Valentine entgeistert.

»Ich kann nichts dafür, Mr. Valentine«, erwiderte Simpson mit feuchten Augen. »Als ich die Locke sah und daran dachte, daß sie vielleicht vom Haupt seiner geliebten Mutter stammte, sozusagen –«

Hier versagte Mr. Simpson die Stimme, und er mußte schluchzen, bevor er fortfahren konnte: »Das ist eben meine Schwäche, Mr. Valentine. Ich konnte einfach nicht mehr weitermachen.«

Mr. Valentine paffte nachdenklich an seiner Zigarre.

»Sie schulden mir siebzig Pfund, das wissen Sie doch!« meinte er barsch. »Siebzig Pfund sind siebzig Pfund.«

Simpson nickte.

»Dreißein Pfund für den Verteidiger«, fuhr Valentine fort, »fünfundzwanzig für den nagelneuen Satz Werkzeuge, den ich Ihnen besorgt habe, als sie im vergangenen Mai aus dem Kittchen kamen, zehn Pfund habe ich Ihnen für den Job in Manchester geborgt und auch nie zurückbekommen. Das Zeug von dort war ja nichts wert – und Sie hatten endlich eine Chance, wirklich Geld zu verdienen ... Ich bin wirklich sehr überrascht, das muß ich Ihnen schon sagen, Simpson.«

Simpson schüttelte unglücklich den Kopf.

Mr. Valentine, der das Gefühl hatte, weit genug gegangen zu sein, winkte dem Kellner – das Gespräch fand in einer kleinen Kneipe Sohos statt – und lud seinen Begleiter ein.

»Was möchten Sie trinken, Simpson?«

»Gin«, erwiderte Simpson zerknirscht.

»Na hören Sie!« brummte Mr. Valentine. »Das ist doch kein Getränk für Männer!«

»Bier«, korrigierte sich Simpson verzweifelt.

»Jetzt will ich Ihnen einmal etwas sagen«, erklärte Mr. Valentine, nachdem sie bedient worden waren. »So geht es nicht weiter. Ich bin Geschäftsmann und muß Geld verdienen. Ein Risiko gehe ich schon mal ein, wenn etwas dabei herausschaut, aber offengestanden geb' ich es lieber auf, wenn ihr euch nicht etwas mehr anstrengt. Früher – ja, da war's etwas anderes! Willie Topple hat mich nicht eine Minute Schlaf gekostet.«

Es wurde ernst, wenn Mr. Valentine Willie Topple aus dem Grab im Zuchthaus Exeter zerrte und als Vorbild hinstellte. Simpson rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

»Die Zeiten haben sich geändert«, klagte Mr. Valentine. »Ein paar von euch sind so nachlässig geworden, daß mich jedesmal fast der Schlag trifft, wenn einer von der Polente in meinem Lokal aufkreuzt. Und was hab' ich schließlich davon? Du lieber Himmel, Willie Topple hat in einem einzigen Jahr siebzehnhundert Pfund Provision von mir bekommen – und Sie schulden mir siebzig!«

»Ich gebe zu, daß es riskant ist, als Hehler –«, begann Mr. Simpson.

»Als was?« fuhr der andere auf. »Was haben Sie da eben

für einen Ausdruck gebraucht, Simpson?«

Aber Mr. Simpson schwieg.

»Das will ich lieber überhört haben. Ich bewahre für andere Leute ein paar Sachen auf, das ist alles. Ich muß mich über Sie wundern, Simpson!«

Er wartete Mr. Simpkins Entschuldigung nicht ab, sondern beugte sich über den Tisch und senkte die Stimme.

»Ich habe da was in Park Crescent 176«, sagte er. »Genau das Richtige für Sie, Simpson. Nächste Sonntagnacht ist die beste Zeit, weil dann nur das Kind im Haus ist. Schmuck, Perlenketten, Diamantenbroschen und so weiter. Die Eltern fahren übers Wochenende nach Brighton zu einer Hochzeit. Ich habe einen Fensterputzer als Kundenschafter ins Haus gebracht, und er sagt, daß der ganze Schmuck in einem kleinen Safe unter dem Bett der Mutter aufbewahrt wird. Am besten klappt es wohl nach elf. Man geht früh zu Bett ... Sie brauchen nur eine Mauer zu übersteigen und können durchs Fenster der Speisekammer eindringen. Was meinen Sie, Simpson?«

Mr. Simpson kratzte sich am Kinn.

»Ich werde mich mal umsehen«, meinte er vorsichtig. »Auf Fensterputzer gebe ich nicht viel. Mir hat einer den Job in Purley vermasselt –«

»Lassen Sie doch die alten Geschichten«, sagte Mr. Valentino. »Ich weiß recht gut Bescheid. Sie hätten einen netten Profit erzielt, wenn Sie nicht im Schlafzimmer der Köchin die Beileidskarten gelesen hätten. Und das, obwohl wir die Köchin aus dem Haus gelockt hatten, damit Sie in Ruhe arbeiten konnten! Die Frage ist jetzt, wollen Sie diesen Job übernehmen, oder soll ich ihn Harry Welting geben? Gewiß, er ist nicht so auf Draht wie Sie, Simpson, aber dafür hat er auch nicht Ihre Schwächen.«

»Ich mache es«, sagte Mr. Simpson, und der andere

nickte befriedigt.

»Wenn Sie mit fünf Pfund etwas anfangen können ...?«

»Und ob«, erwiderte Mr. Simpson inbrünstig und ließ den Schein in der Tasche verschwinden.

Es war der 26. Juni um Mitternacht, und es regnete in Strömen, als Mr. Simpson in die Park Mews, eine düstere und einsame Straße einbog. Er hatte das kleine Türchen in der Mauer schon bei Tageslicht besichtigt. Die Mauer selbst war zweieinhalf Meter hoch und mit spitzen Zacken bewehrt. Mr. Simpson fand solche Mauern besonders angenehm. Wenn sie nicht schon zu alt waren, dienten die Zacken nämlich in hervorragender Weise zur Befestigung des leichten Seils, das er bei sich trug. Zwei Minuten später hatte er die Mauer überklettert. Die fachmännische Öffnung des Besenkammerfensters nahm zehn Minuten in Anspruch. Dann hängte er seinen nassen Regenmantel in der Diele an einen Haken, schob die Türriegel zurück, klinkte die Kette aus und drehte leise den Schlüssel, bevor er die mit einem dicken Teppich ausgelegten Treppe hinaufschlich.

Alles war dunkel. Nur das langsame Ticken der Standuhr in der Diele ließ sich vernehmen. Mr. Simpson stieg im Takt der Uhrwerksgeräusche die Treppe hinauf um ein zufälliges Knarren der Stufen unverdächtig erscheinen zu lassen.

Er betrat das erste Schlafzimmer. Es war unbewohnt. Aus dem wertvollen Mobiliar schloß Mr. Simpson, daß hier die augenblicklich in Brighton befindlichen Eltern residieren mußten.

Er durchsuchte methodisch den Toilettentisch, fand eine kleine, nicht allzu wertvolle Diamantbrosche, die er einsteckte, und schluckte mehrere Male heftig, als er das gerahmte Bild eines kleinen Mädchens entdeckte. Tapfer

kämpfte er seine aufwallenden Gefühle nieder.

Das zweite Schlafzimmer war weniger vornehm eingerichtet und, gleich dem ersten, ohne Bewohner. Die Durchsuchung förderte nichts zutage. Offensichtlich handelte es sich hier um ein Gästezimmer: Frisierkommode und Kleiderschrank waren leer. Er kehrte ins erste Zimmer zurück und leuchtete mit seiner Stablampe unters Bett. Ein Safe war nicht zu sehen. Vielleicht steht er im dritten Zimmer, dachte Simpson, machte sich auf den Weg und drückte dort die Türklinke leise nieder. Sofort nach Betreten des Raumes wußte er, daß jemand in dem undeutlich zu erkennenden Himmelbett lag. Er hörte den Schläfer regelmäßig atmen, zögerte eine Sekunde, schlich langsam weiter, blieb vor dem Bett stehen und lauschte.

Ja, ganz regelmäßige Atemzüge. Er wagte nicht, den Schläfer anzuleuchten. Das mußte wohl das Kinderzimmer sein, schloß er messerscharf, bückte sich und leuchtete unters Bett. Er riß die Augen auf. Da war der >Safe! Eine große Stahlkassette. Er knipste das Licht aus, legte die Lampe auf den Boden, schob die Arme unters Bett und zog die Kassette hervor. Sie war sehr schwer, aber man konnte sie noch tragen.

Er steckte die Lampe in die Tasche und stemmte die Kassette hoch. Wenn es sich wirklich um den erwarteten Safe gehandelt hätte, wäre diese Leistung nicht möglich gewesen. Selbst dieser Stahlkasten nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Er umklammerte ihn fest und trat den Rückzug an. Als der das Zimmer zur Hälfte durchquert hatte, hörte er einen knackenden Laut, und im nächsten Augenblick war der Raum taghell erleuchtet. In seiner verständlichen Aufregung rutschte ihm die Kassette aus den Fingern; er griff verzweifelt danach und schaffte es in letzter Sekunde, seine Last lautlos abzusetzen. Mehr war ihm nicht möglich. Dann drehte er sich um und starre mit

offenem Mund das Mädchen an, das ihn vom Bett her neugierig betrachtete.

In seinem ganzen Leben hatte der empfindsame Simpson kein so wunderschönes Kind gesehen. Das langwallende blonde Haar wurde von einem blauen Band zusammengehalten, und die großen blauen Augen zeigten weder Furcht noch Erregung. Das Kind setzte sich auf und umfaßte mit den zarten Händen die unter der Decke verborgenen Knie.

»Guten Abend, Herr Einbrecher«, sagte es sanft und lächelte.

Simpson schluckte.

»Guten Abend, Miss«, erwiderte er heiser. »Hoffentlich bin ich nicht ins falsche Haus geraten. Ein Freund von mir hat mich gebeten, vorbeizukommen und eine Kassette abzuholen, die er vergessen hatte –«

»Du bist ein Einbrecher«, erklärte das kleine Fräulein und nickte weise, »natürlich bist du einer. Es freut mich sehr, dich zu sehen. Ich wollte immer schon einen Einbrecher kennenlernen.«

Mr. Simpson, von Gefühlen mannigfacher Art bestürmt, fand keine passende Antwort. Er sah auf die Kassette hinab, starre das Kind wieder an und blinzelte dann heftig.

»Komm her und setz dich«, sagte die Kleine und deutete auf einen Stuhl neben dem Bett.

Mr. Simpson gehorchte.

»Wie lange bist du schon Einbrecher?«

»Oh, schon ziemlich lange, Miss«, sagte Mr. Simpson schwach.

»Das hättest du nicht sagen sollen – du mußt sagen, daß du es zum erstenmal tust«, meinte sie. »Warst du als kleiner Junge auch ein Einbrecher?«

»Nein, Miss«, entgegnete Mr. Simpson geknickt.

»Hat dir denn deine Mutter nie gesagt, daß du kein Einbrecher werden darfst?« fragte das Kind, und Simpson brach zusammen.

»Meine arme, alte Mutter!« schluchzte er.

Hier muß eingeflochten werden, daß die verstorbene Mrs. Simpson zeit ihres Lebens von ihren Kindern keiner Zuneigung gewürdigt worden war. Man hatte ihr nämlich die Kinder schon sehr früh weggenommen und auf Kosten der Steuerzahler im örtlichen Waisenhaus aufgezogen. Aber das Wort »Mutter« wirkte eben auf Mr. Simpson in der beschriebenen Weise.

»Armer Mann«, sagte das Kind zärtlich. Es fuhr Mr. Simpson mit der Hand übers Haar. »Wissen denn deine kleinen Kinder, daß du ein Einbrecher bist?« erkundigte es sich.

»Nein, Miss«, schluchzte Simpson.

Er hatte keine kleinen Kinder. Er war nie verheiratet gewesen, aber jede Erwähnung seiner Kinder schnürte ihm die Kehle zu. In seiner Vorstellung verfügte er über eine zahlenmäßig ganz beträchtliche Familie. Manchmal, wenn er sich vorübergehend aus dem Kampf ums Dasein zurückzog, saß er in seiner Zelle, den Kopf auf die Hände gestützt, und malte sich aus, wie sehr die liebe kleine Doris ihren Pappi vermissen würde. Als natürliche Folge solcher Überlegungen hatte er sich der ärgsten seelischen Qualen erfreuen dürfen.

»Bist du ein Einbrecher, weil du Hunger hast?«

Mr. Simpson nickte stumm.

»Du mußt sagen – »Ich bin am Verhungern, Miss!«« verbesserte ihn das Kind sanft. »Bist du am Verhungern?«

Mr. Simpson nickte wieder.

»Armer Einbrecher!«

Wieder streichelte sie sein Haar. Er konnte sich nicht mehr beherrschen, fiel neben dem Bett auf die Knie und verbarg das Gesicht in den Händen. Er weinte hemmungslos.

Er hörte die Kleine auf der anderen Seite aus dem Bett steigen, Hausschuhe anziehen und durchs Zimmer gehen.

»Ich hole dir etwas zu essen, Mr. Einbrecher«, sagte sie leise.

Während Mr. Simpson wartete, zog sein ganzes Leben an seinem inneren Auge vorüber. Er schwor sich, ein anderer Mensch zu werden. Er würde ein ehrliches Leben führen. Der Einfluß dieses süßen, unschuldigen Wesens sollte Früchte tragen. Die liebe Kleine, dachte er und trocknete seine Tränen, sie muß jetzt hinunter in die dunkle, kalte Küche, um mir Essen zu bringen. Wie tapfer!

Es dauerte ziemlich lange, bis sie wiederkam. Sie trug ein schwerbeladenes Tablett. Er nahm es ihr ehrerbietig ab und stellte es auf den Tisch.

Ihr blauer Seidenkimono ließ die Zartheit und Blässe ihrer Haut besonders deutlich hervortreten. Er starre sie hingerissen an.

»Du mußt essen, Mr. Einbrecher«, sagte sie.

»Ich bringe keinen Bissen hinunter, Miss«, erwiderte er mit tränenerstickter Stimme. »Was Sie mir gesagt haben, hat mich so erschüttert, daß ich nichts hinunterwürgen könnte.«

Er sprach nicht davon, daß er eine Stunde zuvor kräftig zu Abend gegessen hatte. Vielleicht war es ihm auch entfallen. Sie schien ihn jedenfalls zu verstehen, setzte sich auf den Bettrand und sah ihn ernst an.

»Du mußt mir von dir erzählen«, meinte sie, »damit ich

für dich beten kann.«

»Bitte nicht, Miss!« flennte Mr. Simpson. »Tun Sie's nicht! Ich halte es nicht aus! Ich bin ein böser Mensch gewesen. Früher habe ich Ladenkassen ausgeraubt. Dann bin ich mit einer Leiter in Villen eingestiegen und habe Schmuck gestohlen, während die Familie im Eßzimmer saß. Und die Sache in Hoxton habe ich auch gedreht – Pelze. In den Zeitungen stand sehr viel darüber. Aber ich will es jetzt aufgeben, Miss«, meinte er heiser. »Ich arbeite nicht mehr für Valentine, und die siebzig Pfund zahle ich ihm eben aus ehrlich verdientem Geld zurück.«

»Wer ist Valentine?«

»Ein Hehler, Miss. Was das ist, wissen Sie sicher nicht. In Kennington betreibt er in der Atherby Road das Gasthaus ›Bottle and Glass‹.«

»Armer Mann«, sagte sie kopfschüttelnd. »Armer Einbrecher, du tust mir so leid.«

Mr. Simpson schluckte krampfhaft.

»Ich werde jetzt lieber gehen, Miss, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Sie nickte und streckte ihre Hand aus.

Er küßte die zarten Finger. So etwas hatte er schon im Kino gesehen. Mit leichtem Herzen und der Erkenntnis, daß sein Gewissen jetzt von Schuld befreit war, ging er die Treppe hinunter, aufrecht und freien Blickes. Er öffnete die Tür und trat ins Freie, wobei er allerdings buchstäblich in die Arme von Chefinspektor John Welby, Sergeant John Coleman und Sergeant Charles John Smith lief.

»Ich ess' meinen Hut samt Rand!« sagte der Inspektor, »wenn das nicht der gute Simpson ist!«

Simpson schwieg einen Augenblick, dann erklärte er:

»Ich habe einen Freund besucht.«

»Und jetzt logieren Sie sich bei uns ein. Ist das nicht ein herrliches Wochenende?« meinte Sergeant Smith.

Um vier Uhr morgens drehte sich Mr. Simpson auf seiner harten Liegestatt zur Seite. Eine Stimme hatte ihn aufgeweckt. Sie klang laut und dröhnend durch den Korridor; er hörte, wie nebenan aufgeschlossen wurde.

»Ich bin völlig unschuldig«, erklärte die Stimme, »und wenn jemand meinen guten Namen beschmutzt hat, werde ich das Gesetz bemühen, wenn es eines gibt.«

»Oh, das gibt es«, versicherte die Stimme von Sergeant Smith. »Rein mit Ihnen, Valentine«, und die Tür fiel ins Schloß.

Mr. Simpson setzte sich überrascht auf. Valentino!

Als er am nächsten Morgen von einem Wärter zum Waschen geführt wurde, konnte er einen Blick auf den Gastwirt werfen. Die Blicke der beiden kreuzten sich nur für eine Sekunde, aber auf dem Rückweg zischte ihm Valentine durch das Guckloch in der Zellentür zu: »Sie haben mich also verpfiffen, Simpson, Sie ganz gemeiner Kerl!«

»Sagen Sie doch so etwas nicht, Mr. Valentino«, erwiderte Simpson gebrochen; denn es schmerzte ihn, daß ihn andere Leute solcher verwerflicher Taten für fähig hielten.

Daß sie beide wegen ein und desselben Verbrechens angeklagt waren, ergab sich, als man sie gemeinsam in den Gerichtssaal führte, einen Polizisten zwischen sich zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung. Trotzdem war Mr. Simpson nicht deprimiert. Er freute sich seiner Sinneswandlung. Vielleicht würde er sogar einmal dieses liebe Kind wiedersehen.

Als er sich im Gerichtssaal umsah, flutete Entzücken in

ihm auf; denn er hatte es entdeckt. Das genügte. Er würde seine Strafe absitzen. Tränen der Freude entflossen seinen Augen und tropften auf das Eisengeländer, von dem die Anklagebank umgeben war. Der Wärter wischte sie pflichteifrig ab. Rostflecken sind sehr schwer zu beseitigen.

Zu Mr. Simpsons Wonne trat das Kind in den Zeugenstand. Es sah Simpson einen Augenblick an und lächelte ...

»Wenn Sie heulen wollen, dann gefälligst auf den Boden!« zischte der Wärter und polierte die Eisenstange mit seinem Taschentuch.

Der Ankläger erhob sich.

»Du heißt Marie Wilson?« fragte er das Kind.

»Ja, Sir«, erwiederte es sanft.

»Auch bekannt unter dem Namen Baby Bellingham?«

»Ja, Sir.«

»Zur Zeit spielst du im Hilaritytheater in einem Stück mit dem Titel ›Das Kind und der Einbrecher‹?«

»Ja, Sir«, erwiederte die Kleine und warf Simpson einen stolzen Blick zu.

»Und man kann sagen, daß dein Erlebnis gestern nacht praktisch eine Wiederholung des Handlungsablaufes in deinem Theaterstück darstellt?«

»Ja, Sir«, erklärte das Kind. »Nur, daß er nicht die richtigen Antworten geben wollte. Ich habe alles versucht, ihn darauf zu bringen.«

Der Richter warf einen Blick auf die Zeitung vor sich.

»Ich sehe, daß hier schon ein Bericht erschienen ist«, meinte er und las die Schlagzeile vor: »Kinderstar führt harten Einbrecher durch seine Kunst zu Tränen.«

Miss Wilson nickte ernst.

»Nachdem ich ins Erdgeschoß gegangen war, um ihm etwas zu essen zu holen und die Polizei anzurufen, verständigte ich auch meinen Presseagenten«, erklärte sie. »Mein Vater sagt, das sei immer das erste. Papa meint, zwei Zeilen auf der ersten Seite wiegen zwei Spalten zwischen den Anzeigen auf. Papa glaubt –«

Zehn Monate danach traf Mr. Simpson mit Mr. Valentino zusammen. Sie luden Koks in einen Karren, der von dem berühmten blinden Gaul des Zuchthauses Dartmoor gezogen wurde. Der aufsichtsführende Wärter war weit genug entfernt, um einen gefahrlosen Ideenaustausch zu ermöglichen.

»Und wenn ich hier 'rauskomme«, verkündete Mr. Valentino zornentbrannt, »sorge ich dafür, daß Sie sich in Kennington nicht mehr blicken lassen dürfen. Ein Kerl wie Sie hat in unserem Beruf nichts zu suchen. Wenn man sich vorstellt, daß ein ehrlicher Bürger mit gemeinen Verbrechern zusammengesperrt wird, weil ein vertrottelter Mensch wie Sie bei einem kleinen Mädchen vor Rührung schmilzt und seine Freunde verpfeift – noch dazu bei einer Schauspielerin ... Du lieber Himmel! Es ist ein Trauerspiel!«

Aber Mr. Simpson stand aufrecht auf seine Schaufel gestützt und starre zur Mauer hinüber.

In einer Ecke lag ein Haufen loser Erde, den man für den Garten des Direktors geliefert hatte, und aus dieser Erde sprossen grüne Schößlinge mit blauen Spitzen. Sie waren anscheinend über Nacht herausgekommen.

»Glockenblumen!« sagte Mr. Simpson mit schwanken-
der Stimme. Seine Unterlippe zitterte. Er wischte sich mit dem Ärmel die Augen.

Glockenblumen brachten Mr. Simpson immer zum Weinen.

Der grüne Mann

1

Ein stillschweigendes, plötzlich gelöstes Übereinkommen zeigt oft tragischere Aspekte als ein gebrochener Vertrag; denn es fehlt das schriftlich oder mündlich abgegebene Versprechen.

Zwischen Molly Linden und Thursby Grant bestand solch ein Übereinkommen. Er war arm in dem Sinn, daß er sich nicht mehr als eine kleine Wohnung in South Kensington und den kleinsten aller Kleinwagen leisten konnte; nach Mollys Ansicht war er gutaussehend und sehr, sehr lieb.

Mr. Fathergill machte ihr Vergnügen, ja sein Alter und seine romantische Vergangenheit übten sogar eine gewisse Faszination auf sie aus. Er war Vierzig, und alle Welt kannte ihn als reichen Mann. Aber das zählte bei Molly nicht. Sie zog es vor, elegant in seiner großen Limousine dahinzurollen, als sich in Thursbys Zweisitzer der Gefahr von Knochenbrüchen auszusetzen. Mr. Fathergills kleine Diners im Ritz vermittelten ein Gefühl des Luxus, das dem Restaurant mangelte, in dem die Tischdecken nur gewechselt wurden, wenn es unbedingt erforderlich war.

Trotzdem, ein stillschweigendes Übereinkommen bestand. Wenn Charles Fathergill sich nicht eingemischt hätte, wäre Thursby Grant zu einer schönen Erinnerung oder einer bitteren Enttäuschung geworden, je nach seinem Verhalten. Unglücklicherweise benahm sich Mollys Vater ein wenig taktlos.

Sie brachte ihm die Nachricht in sein Arbeitszimmer, nervös, zu Tränen geneigt. Ein nettes Wort über Thursby

hätte sie zweifellos dazu gebracht, sich auf die Seite Fathergills zu schlagen. Statt dessen sagte Mr. Linden: »Gott sei Dank, Molly! Am besten schreibst du dem jungen Grant, daß er sich hier nicht wieder sehen lassen braucht.«

Es war nicht einzusehen, warum er nicht wenigstens als Besucher erscheinen, ein trauriges, tapferes Lächeln aufsetzen und seinen Glückwunsch darbringen konnte.

Aber Mr. Linden hatte seine Erziehung zu einer Zeit geossen, da viktorianische Ansichten das Feld beherrschten. Von diesem Augenblick an wurde Thursby Grant zu einem Märtyrer der Liebe, zu einer gequälten, verfolgten Figur.

Schlimmer noch, er akzeptierte die Märtyrerrolle und verfaßte strenge und hochmütige Briefe an Mollys Vater und Mollys Verlobten.

Eines Abends lief er die Fall Mall hinunter, betrat durch das elegante Portal den Disraeli Club, übergab seinen Hut einem Pagen und ließ sich in das Rauchzimmer führen. Nahezu eine Stunde lang saß er wie in Trance und lauschte Mr. Charles Fathergill, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seine Rednergabe unter Beweis zu stellen ...

Hinter Fathergills Sessel erhob sich eine Säule aus rotem Marmor, weißgefleckt. Thursby Grant hatte diese Säule seit zwanzig Minuten intensiv angestarrt, in irgendeinem Winkel seines Gehirns sich fragend, wo in der Welt solcher Marmor zu finden sei. »Rosso antico« – so nannte man das wohl. Er erinnerte sich an ein großes Haus in Marlborough und einen Kamin. Rosso antico. Genau.

Hinter der Säule verbarg sich ein schmalgesichtiger, kleiner Kellner. Sein Frack schlotterte ihm um die Glieder. Er starrte durchs Fenster auf die verschnörkelte Fassade des Autoklubs.

Ein großer Raum mit roten Tapeten, auf denen sich goldene Fabeltiere tummelten. Zahlreiche abgenützte, bequeme Stühle, um runde Tische gruppiert. Dort saßen ältere Herren mit ihren Zigarren beim Kaffee und erzählten einander von den seltsamen Dingen, die sie vor zwanzig – nein, waren es denn wirklich schon fünfundzwanzig? – Jahren erlebt hatten.

Rosso antico ...

Gedämpftes Stimmengemurmel. Darüber, glatt, selbstsicher, Fathergills Stimme.

Thursbys Aufmerksamkeit, soweit sie nicht vom Marmor in Anspruch genommen war, stand Fathergill zur Verfügung.

»... vor hundert oder zweihundert Jahren hätte man sich einen Banditen gedungen, um mir den Garaus zu machen. Wahrscheinlich hätten sie sich dazu nicht einmal herabzulassen brauchen. Ein Streit in einem Lokal, Sänften zum Leicester Garden, und ein paar Ausfälle mit unseren Floretts hätten die Angelegenheit bereinigt. Zufriedenstellend – in gewisser Beziehung. Und das hinge ausschließlich davon ab, wer etwas abbekäme. Heutzutage gehen wir kein Risiko ein, tragen keine Degen mehr, tun nichts Albernes und nur manchmal etwas Vulgäres. Das Zeitalter der Vernunft.«

Fathergills Kopf war lang und schmal. Er hatte dunklen Teint und schwarzes, dichtes Haar, glatt zurückgekämmt. Er verfügte über einen dünnen, schwarzen Schnurrbart, der seinen Fingern Gelegenheit zur Betätigung gab, wenn er über irgend etwas nachsann. Er war tief in seinen Sessel hinabgerutscht, so daß sich seine Knie auf derselben Höhe wie das Kinn befanden. Von Zeit zu Zeit gestikulierte er mit den Händen.

Ganz unvermittelt war es Thursby unangenehm, daß sein

Gegenüber Manschettenknöpfe mit Brillanten trug.

»Ich habe Sie zum Abendessen eingeladen – Sie zogen es vor, zum Kaffee zu kommen. Ich verstehe Ihre Gefühle. Sie sind verletzt. Sie sagen sich: ›Hier stehe ich, ein fleißiger kleiner Ingenieur, der ein hübsches Mädchen gefunden hat, das ihn mag‹ – zugegeben – ›und da gibt es einen Burschen, der über Millionen verfügt, einfach daherkommt und mich aussicht, nicht etwa, weil er attraktiver wäre, sondern, weil er genug Geld hat, um sich das Leben so einzurichten, wie es ihm behagt.‹«

»Viel Grund zur Prahlgerei besteht da ja auch nicht«, sagte Thursby heiser.

Charles Fathergill schüttelte den Kopf. »Ich prahle nicht. Sie stehen plötzlich vor der verschlossenen Tür eines Hauses in Wimbledon Common – allenfalls öffnet man, um Ihnen mitzuteilen, daß Miss Molly Linden nicht zu sprechen sei. All das kommt recht unerwartet. Es benimmt einem den Atem. Die Briefe kommen zurück, die Anrufe erreichen nicht die gewünschte Person. Sie wissen, daß ich ein Freund der Familie bin, Sie bitten mich um eine Erklärung. Ich lade Sie in meinen Club ein, um Ihnen klar und offen mitzuteilen, daß ich vor habe, innerhalb der nächsten zwölf Monate Molly Linden zu heiraten. Ihr Vater ist einverstanden und sie scheint sich damit – sagen wir – abgefunden zu haben. Kann man mehr Fairneß von mir verlangen?«

Thursby atmete tief ein. Es kam ihm plötzlich vor, als sei er aus einem alptraumbeladenen Schlaf erwacht.

»Geld kann doch nicht der einzige Beweggrund gewesen sein«, erklärte er gepreßt.

Fathergill hob eine Schulter, steckte eine Zigarette in seine lange, goldene Spitze und zündete sie an.

»Der Schlüssel zu aller Erkenntnis ist Macht«, sagte er

lässig, »und Rücksichtslosigkeit, versteht sich.«

Während des ganzen Gesprächs hatte er sich mit äußerster Liebenswürdigkeit verhalten. Der Zorn seines gutaussehenden jungen Gastes, der mit Totschlag im Herzen gekommen war, hatte unter der unbewußten Freundlichkeit eines Mannes ersticken müssen, den Thursby Grant so wenig als Gastgeber betrachtete, daß er nicht einmal an dem Kaffee nippte, der vor ihm auf dem Tisch stand.

»Ich habe als kleiner Angestellter in einer Baufirma angefangen« – Fathergill sah den kleinen Rauchwölkchen befriedigt nach –, »und schon sehr früh in meiner Karriere begann ich zu erkennen, was und wie gespielt wurde. Ich wußte, daß wir den Bezirksinspektor betrogen. Der Inspektor gab mir zehn Schillinge für meine Information. Er stellte mich in seinem Büro an. Mit seiner Stenotypistin hatte er ein Verhältnis. Ich wußte eben Bescheid. Mit achtzehn Jahren hatte ich schon eine recht ansehnliche Stellung.«

»Für meine Ohren klingt das nach Erpressung«, meinte Thursby stirnrunzelnd.

Mr. Fathergill lächelte. »Man soll nicht allen Dingen ein Etikett anhängen«, warnte er. »Man soll sie verstehen, aber nicht etikettieren.«

»Wollen Sie damit andeuten, daß Sie Mr. Linden in der Hand haben?«

»Wie melodramatisch«, murmelte der andere und schloß gequält die Augen. »Sie sind eben noch sehr jung! Nein. Ich weiß, daß John Linden sich wieder verheiraten möchte. Er ist fünfzig Jahre alt und sieht eigentlich noch recht gut aus. Sie könnten Molly wahrscheinlich in den nächsten drei Jahren noch nicht zu Ihrer Frau machen – ich kann sie sofort heiraten. Sie will allerdings noch ein Jahr warten.

Molly muß ihren eigenen Hausstand haben, bevor John Linden seinen unvermeidlichen Mißgriff tut und eine jugendliche Braut nach Wimbledon führt.«

Wieder entdeckte Thursby, daß er heftig atmete. Und er unterdrückte seinen aufsteigenden Zorn. »Das ist eigentlich alles, was ich wissen wollte«, sagte er und erhob sich linkisch.

»Sie wissen Bescheid: das ist wichtig«, erwiederte Fathergill und streckte ihm teilnahmslos die Hand hin.

Von diesem Gespräch gab er nach Wimbledon nur das weiter, was er für tunlich hielt.

John Linden, grauhaarig, mit stark gerötetem Gesicht, las einige Sätze aus dem an seine Tochter gerichteten Brief. Über die Brille hinweg warf er einen Blick auf Molly, um zu sehen, wie sie die Nachricht aufnahm. Ihr Gesicht war ausdruckslos.

»Du wirst sehen, daß in einem Jahr alles anders aussieht«, erklärte er ihr – und sich. »Ich mag Thursby recht gern, aber ich muß doch zuerst an dich denken.«

Sie hob den Blick vom Teller. Sie war nicht außergewöhnlich schön, aber man konnte sie hübsch nennen – und ihre Jugend verlieh ihren Zügen den besonderen Reiz, den ältere Männer so zu schätzen wissen.

»Bist du sehr reich, Vater?«

Eine solche Frage hatte sie ihm nie zuvor gestellt.

»Warum, Molly? Ich habe weder sehr viel Geld noch anderen Besitz. Warum?«

Sie sah an ihm vorbei, zum Fenster hinaus. »Charles hat vor seiner Rückkehr aus Paris niemals auch nur angedeutet, daß er mich heiraten möchte.«

Er lachte laut auf. »Junge Leute sind eben romantisch veranlagt«, meinte er humorvoll. »Ich begreife schon, wie

dein kleines Hirn funktioniert. Fathergill fuhr nach Paris und entdeckte, daß meine Ölquellen im Nahen Osten ein Vermögen wert sind; er behielt diese Erkenntnis bei sich und kam zurück, um meine Tochter um ihre Hand zu bitten.«

Die plötzliche Röte in ihrem Gesicht zeigte ihm, daß er richtig getippt hatte. Er weidete sich jedoch nicht an ihrer Verlegenheit.

»Ich wäre sehr froh, wenn ich das Geld zurückbekäme, das ich in dieses Unternehmen gesteckt habe«, meinte er. »Du scheinst zu vergessen, daß ich über einen Mann in Teheran verfüge, der mich auf dem laufenden hält.«

»Thursby meint, daß man solche Leute jederzeit kaufen kann«, protestierte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Du vergißt aber doch, daß Charles Fathergill Millionär ist –«

»Das behauptet er. Thursby sagt –«

Mr. Linden wünschte Thursby zum Teufel.

»Ich liebe Thursby aber«, sagte sie stockend.

Mr. Linden schwieg. Bald danach erhob sich Molly. Sie war noch recht jung. Man konnte nicht behaupten, daß Charles Fathergill in der City von London sehr bekannt war. Das Offensichtliche wird ohne Nachdenken anerkannt; das ist das Gefährliche an den allzu offensichtlichen Dingen. Man weiß, daß die Nelsonsäule am Trafalgar Square aus Stein besteht. Niemand fragt sich, wer sie gemeißelt hat, oder welche Art von Stein verwendet wurde. Jedermann wußte, daß Mr. Charles Fathergill schwerreich war. Er besaß ein Luxusappartement in Carlton House Gardens und hatte dafür zwanzigtausend Pfund berappen müssen. Die Taxichauffeure, das Bedienungspersonal im Club und viele andere kleine Leute, denen Fathergill Trinkgelder zufließen ließ, konnten seinen Reichtum, sei-

ne Großzügigkeit bezeugen. Er wurde reicher, indem er für reich galt. Wenn sich die Leute interessiert nach seiner finanziellen Stabilität erkundigten, so erfuhr man, daß nichts Nachteiliges über ihn vorliege; seine Anwälte bezeichneten ihn als angenehmen Klienten und Kunden; einer seiner Bankiers – er bediente sich mehrerer – bestätigte diese Beurteilung. Zu erwähnen wäre eine Nebensächlichkeit – jeder seiner Bankiers hegte den Eindruck, daß gerade er Mr. Fathergills unbedeutendstes Konto verwahrte, und oft wurde er gebeten, doch auch eines seiner großen Konten auf diese Bank zu übertragen.

Wie schon erwähnt, war er in der City nicht bekannt; denn weder spekulierte er noch betrieb er Handelsgeschäfte. Nicht in der City bekannt zu sein hatte seine Vorteile, weil damit auch nichts Nachteiliges bekannt werden kann.

Mr. Linden begegnete seinem zukünftigen Schwiegersohn ein paar Tage später im Club.

»Nach Teheran?« Mr. Fathergills Augen weiteten sich.
»Du lieber Himmel, ich bin ja erst vor vier Monaten zurückgekommen.«

Mr. Linden leerte sein Cocktailglas und wischte sich den Mund. »Ich wollte eigentlich selbst reisen ... vielleicht lerne ich die Frau meiner Träume kennen, wie?« John Linden lachte in sich hinein.

»Wann wollen Sie fahren? Ich muß nach Ankara. Wichtige Geschäfte.«

Schnelles Nachdenken führte zu dem Resultat, daß Mr. John Lindens Aufgaben ihn hier mindestens noch einen Monat festhalten würden. Charles schürzte nachdenklich die Lippen.

Er würde vorher abreisen, sagte er.

Binnen einer Woche verließ er London.

Thursby Grant verabschiedete sich im Victoriabahnhof von einem Freund, der nach Kairo reiste. Fathergills lächelnden Gruß erwiderte er ohne besondere Anstrengung »Guter Gott!« sagte Thursbys Freund. »Du kennst Charles Fathergill? Er soll fünffacher Millionär sein.«

»Sechsfacher«, sagte Thursby mürrisch. »Warum willst du wegen einer lumpigen Million seinen Ruf antasten?«

2

Mr. Lindens Agent in Teheran war ein Anwalt namens Amali, ein kleiner, beweglicher Mann, der das Essen, die Musik und das Spiel liebte. Auf seine Diskretion war unbedingter Verlaß.

Charles Fathergill führte ein Akkreditiv über viele tausend Pfund mit sich. Mr. Amali stimmte mit ihm darin überein, daß sich gewisse Berichte hinausschieben ließen, daß das Gutachten eines Ingenieurs unterdrückt werden könne und die in Gang befindlichen Bohrungen zurückgestellt werden könnten, bis Mr. Linden eintraf. »In sechs Monaten helfen uns aber alle Ausflüchte nichts mehr«, meinte Amali.

»Nach sechs Monaten ist das gleichgültig«, erwiederte Fathergill.

Er hatte vor, vierzehn Tage in Teheran zu bleiben und dann nach Aden weiterzureisen. Vierzehn Tage sind eine lange Zeit, und der Langeweile ist sehr schwer zu entkommen.

Am achten Abend bestellte er den Empfangschef des kleinen Hotels auf sein Zimmer. Der Hotelangestellte, ein schlanker, drahtiger Mann mit breiten Schultern, betrat das Zimmer und verbeugte sich.

»Ich langweile mich, mein Lieber«, sagte Mr. Fathergill. Sein Essen stand, kaum angetastet, auf dem Tisch.

»Aha!« erwiderte Mohammed und strahlte.

»Ich möchte mich amüsieren. Was können Sie mir empfehlen?«

»Soll ich Ihnen das Album bringen – aber nein, das ist nichts für Sie!« Mohammed dachte angestrengt nach. »Ah, ich hab's! Etwas Neues – eine Prinzessin, Mr. Fathergill! Nein, ich schwöre Ihnen, ich lüge nicht. Sie ist russischer Abstammung. Einverstanden?« Er nickte erwartungsvoll, machte aber plötzlich ein betroffenes Gesicht. »Man muß aber sehr reich sein für diese Prinzessin ... warten Sie!«

Er kramte in seiner Jackettasche und fand ein Bündel Briefe, setzte eine Brille auf und blätterte nachdenklich das Bündel durch. »Hier – sie heißt übrigens Irene – hören Sie zu ...«

Er las schnell vor. Charles konnte die Hälfte nicht verstehen. Zweifellos schien jedoch der Stil auf Intelligenz hinzuweisen.

»Na schön. Schicken Sie sie 'rauf. Sie soll ein Glas Wein mit mir trinken.«

»Ich muß schnell telefonieren«, sagte Mohammed ...

Es war zehn Uhr, als Irene eintraf. Charles ließ seine Zeitung sinken und hob den Kopf. Sie stand unter der Tür und starrte ihn an. Sie war schlank, graziös und schön. Ihr schwarzes Haar war glatt und in der Mitte gescheitelt. Unbewußt stand er auf und bemerkte, daß ein schwaches Lächeln um ihre Mundwinkel zuckte.

»Darf ich hereinkommen?«

Ihre Stimme entsprach seinen Erwartungen; sie war tief und melodiös.

»Kann ich eine Zigarette haben?«

Sie stand am Tisch, sah auf ihn hinab, hatte das silberne Kästchen bereits geöffnet.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« sagte er abrupt. Er rückte den Stuhl so, daß sie ihm genau gegenüber sitzen mußte.

»Mohammed sagte, daß ich für Sie singen soll – wünschen Sie das wirklich? Meine Stimme ist nicht ausgebildet.«

Er schüttelte den Kopf. »Was tun Sie eigentlich ... hier, in dieser Stadt?«

Wieder dieses Lächeln. »Man muß leben ... Ich unterhalte mich mit den Leuten und singe für sie. Meine Karriere ist noch nicht allzuweit fortgeschritten. Sie sind mein erstes Publikum. Vielleicht wird es doch noch recht amüsant.«

»Recht amüsant«, wiederholte er mechanisch.

»So viele Dinge empfindet man als untragbar.« Sie hob die Brauen. »Ich habe oft in meinem Zimmer gesessen, habe den kleinen grünen Mann angesehen und überlegt ... immer wieder. Dann steckte ich ihn unter mein Kopfkissen und sagte mir: ›Wir wollen das Morgen abwarten – vielleicht lohnt es sich.‹«

Sie belächelte seine Verwirrung, zog ihre schwarze Handtasche zu sich heran, öffnete sie und nahm ein kleines, grünes Fläschchen heraus. Es besaß die Form eines kleinen Mannes, der Hut diente als Stöpsel. Als sie das Fläschchen gegen das Licht hielt, sah Fathergill, daß es mit einer Flüssigkeit gefüllt war.

»Mit anderen Worten – Gift. Finden Sie das nicht sehr theatralisch?«

»Ist es das?« fragte sie zurück. »Ich weiß es nicht. Professor Bekinsky hat es mir kurz vor seiner Verhaftung

gegeben. Man erschoß ihn direkt vor seinem Haus in Kiew.«

Ein nervöses Zucken lief über Fathergills Gesicht. Sehr amüsant war das nicht.

»Wissen Sie, welches Gift es ist – Arsen ... Aconit ...?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Er nannte es ›Erkenntnis‹ – an Humor fehlte es ihm nicht.« Sie sah nachdenklich vor sich hin und lachte dann auf. »Möchten Sie nicht lieber doch, daß ich singe?«

»Nein ... Aber dieses Thema ist doch recht deprimierend, nicht wahr?«

Er begann über sich zu sprechen. Sie lauschte ernsthaft. Wunderbar, diese Frau, dachte er, während er unaufhörlich redete – einfach phantastisch.

»Sie sind ein rücksichtsloser Mensch«, meinte sie nach einer Weile. »Wenn Sie etwas erreichen wollen, würden Sie sich wohl durch nichts aufhalten lassen?«

»Durch nichts. Wissen ist nur dann Macht, wenn es zum Wohl des Besitzers ausschlägt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist seltsam – Sie scheinen kein Ziel zu haben. Sie wollen nirgendwohin, Sie wollen um jeden Preis einfach etwas Besseres.«

Ihre Mißbilligung schmeichelte ihm.

»Haben Sie denn irgendein Ziel?«

Sie nickte. »Ja, ich möchte ein bißchen Sicherheit ... ein bißchen Glück haben. Die Sicherheit, die ein braver Arbeiter seiner Frau geben kann.«

»Um genau zu sein also: Heirat?« meinte er und lächelte.

Sie nickte langsam und drückte die Zigarette im Aschenbecher aus.

»Ja ... warum nicht? Ich habe übrigens eine kleine

Schwester hier in Teheran.« Sie sah ihn an. »Da tut man eben manches und legt um ihretwillen den kleinen grünen Mann unter das Kissen.«

Sie schien etwas Unangenehmes abzuschütteln. Ihre Stimme klang plötzlich ganz fröhlich. »Soll ich singen, oder wollen wir uns weiter unterhalten?«

»Wir haben schon zuviel geredet«, erwiderte Fathergill. Er ging zum Fenster und schloß die Vorhänge.

3

Einige Monate später schrieb ein bekanntes Rechtsanwaltsbüro an Mr. Linden. Wie man gehört habe, besitze er Ländereien, unter denen Öl vermutet werde. Man vertrete einen Klienten, der diesen Boden zu kaufen wünsche.

Mr. Linden erwiderte erfreut, man solle das Angebot doch in Pfund Sterling ausdrücken.

Es gab viele Gründe, warum ihn iranisches Öl nicht mehr interessierte und warum er sich bereitfand, an Stelle einer ungewissen Zukunft eine sichere Rendite zu akzeptieren.

Mr. Fathergill, der inzwischen Paris erreicht hatte, studierte den Brief der Anwälte mit mildem Interesse. Seltsam, dachte er, wieviel Arbeit, wieviel Besorgnis nutzlos und sinnlos vertan wird, weil man das Ende nicht absehen kann. In den Monaten, die zwischen seiner Reise nach Teheran und der Rückkehr nach Paris vergangen waren, hätte er sich zum Millionär machen können, und jede seiner Banken glaubte, sein größtes Konto zu besitzen.

In Ankara hatte er einen Mann getroffen, der von Geschäften einiges verstand. Fathergill kaufte ein Stück Land und eine von der türkischen Regierung ausgestellte Kon-

zession. Zu seinem Glück erwies sich die Gegend als fündig, ein Syndikat bot ihm eine beträchtliche Summe, und Fathergill akzeptierte. Die Ölquellen in Persien waren zu einer Nebensache geworden ... aber es gab ja auch noch Molly.

»Das wird unangenehm werden«, sagte sich Charles Fathergill und fingerte nachdenklich an seinem Schnurrbart.

Denn Mr. Linden hatte wieder geheiratet. Diese Nachricht war in einem der förmlichen Briefe Mollys enthalten gewesen. Sie verschwieg jedoch, daß John Linden sich bereit erklärt hatte, Thursby Grant wieder als regelmäßigen Besucher zuzulassen.

Auch John Linden schrieb einen Brief. Er lud Fathergill ein, doch herüberzukommen und Weihnachten mit der Familie zu verbringen.

»Ich verkaufe meine Ölquellen – irgendein Trottel will sie kaufen. Man hat mir einen guten Preis dafür geboten.«

Charles reiste am nächsten Tag nach London ab. An sich hätte er es vorgezogen, die Weihnachtsfeiertage in Paris zu verbringen. Der Zug war überfüllt, das Meer bei der Überfahrt unruhig. Mr. Fathergill kam verärgert in London an. Zu dieser Jahreszeit wäre es in Paris schöner gewesen – oder in Teheran. Irene! Ein dunkler Traum. Die Erinnerung ließ ihn nicht los. Eine Woche nach der Abreise aus Teheran war er zurückgekehrt, um sie zu suchen. Mohammed wand sich entschuldigend hin und her. Die Dame habe Teheran verlassen; er wisse nicht, wo sie sei. Aber er verfüge über die Adresse eines hübschen, jungen Mädchens ...

Charles Fathergill hatte den Kopf geschüttelt. Er erkun-

digte sich überall nach ihr, stellte Nachforschungen nach ihr an ... nichts.

Grimmig stapfte er in seinem elegant eingerichteten Wohnzimmer hin und her, die Hände in den Taschen.

Wimbledon ... Truthahnbraten ... Plumpudding ... Molly Linden ... er schüttelte sich.

Der Schnee fiel in großen Flocken, als sein Wagen vor dem Portal hielt, und da erschien John Linden, rundlich und gut gelaunt; an den getäfelten Wänden hingen Mistelzweige – und dann kam Molly, verlegen, mit niedergeschlagenen Augen, neben ihr Thursby Grant – Charles unterdrückte sein Erstaunen mit Mühe. Und schließlich erschien noch eine Fremde – eine schöne, schlanke Frau, in weißem Kleid, mit dunklen Haaren und dunklen Augen, und ...

»Sie kennen ja Mrs. Linden noch gar nicht«, rief John jovial. »Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß man auch in meinen Jahren noch romantische Abenteuer erleben kann? Wir sind uns im Zug vor Triest begegnet. Irene, Liebling!«

Irene, Liebling!

Da war sie, graziös, selbstsicher, eine Prinzessin.

Ihr Blick begegnete dem seinen. Nur der winzigste Funke des Erkennens glomm auf und erstarb sofort wieder.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Mrs. Linden.«

Er nahm ihre Hand und küßte sie.

»Kommen Sie, Fathergill, wir zwei genehmigen uns jetzt in meinem Arbeitszimmer einen Schluck.«

Charles nippte an seinem Portweinglas und lauschte.

»Äh ... wegen Molly. Ich habe nachgedacht – es macht Ihnen doch nichts aus, wenn wir uns jetzt sofort aussprechen?«

Fathergill schüttelte den Kopf. Er war auch dafür, die

Affäre Molly Linden zu bereinigen.

»Meine Frau – sie stammt übrigens aus Rußland und hieß Irene Dalruski – hat während des letzten Krieges sehr viel durchmachen müssen. Ich erzähle Ihnen später einmal davon. Wo war ich stehengeblieben –? Ach so, meine Frau möchte, daß Molly den Mann heiratet, den sie wirklich liebt. Na ja, Sie kennen ja die Frauen. – Haben Sie übrigens schon Vera kennengelernt – die Schwester meiner Frau, ein nettes Mädchen ...«

Charles Fathergill war beim Abendessen sehr schweig-sam. Der schönen Frau am oberen Ende der Tafel schenkte er kaum Aufmerksamkeit. Molly vermutete, der Verlust seiner Braut sei für diesen Zustand verantwortlich, und sie weinte sich diese Nacht in den Schlaf.

»Sie wollen sich sicher einmal mit meiner Frau unterhal-ten«, meinte John Linden. »Wir müssen ganz enge Freunde werden.«

Die Gastgeberin und der Gast lösten sich aus der lärmenden Gruppe um den Weihnachtsbaum.

»Nun, meine Liebe?« Charles Fathergill schloß die Tür. Sein Herz schlug etwas schneller als gewöhnlich.

»Nun?« Sie setzte sich nicht.

»Du hast ja dein Ziel erreicht, nicht wahr?« sagte er, und als sie nickte, fügte er hinzu: »Ich habe halb Europa nach dir abgesucht.«

Sie erwiderte gelassen seinen Blick.

»Warum?«

Für einen Augenblick verschlug es ihm die Sprache.

»Warum wohl?« meinte er. »Wir beide werden doch gu-te Freunde werden, nicht wahr?«

»Das hoffe ich. Du kommst doch gewiß nicht mehr hierher, wie?«

»Warum denn nicht? Linden ist ein sehr guter Freund von mir.«

Sie nickte. »Eben deswegen. Ich habe sehr viel von dir gehört, ohne zu wissen, von wem gesprochen wurde.«

Er lächelte geschmeichelt.

»Glaubst du immer noch, daß Wissen Macht ist?«

Er nickte. »Und der kleine grüne Mann?« lachte er.

»Hast du dich seiner entledigt?«

Sie verneinte. »Ein- oder zweimal nahm ich mir vor, ihn zu begraben und alles dazu, was sich für mich mit ihm verbindet, aber irgend etwas hielt mich zurück.«

Es blieb lange Zeit still. Vom anderen Zimmer drang Gelächter herüber.

»Ich habe hier eine sehr hübsche Wohnung in Carlton House Gardens. Ich hoffe, daß du mich besuchen wirst. Sehr oft sogar.«

Sie erwiderete nichts. Er wiederholte leise seine Einladung.

»Du meinst, daß mir nichts anderes übrigbleiben wird?«

Sie sah sich um. »Eigentlich müßte Mohammed hier sein, um die nötigen Vereinbarungen zu treffen.«

Er atmete erleichtert auf. Sie versuchte also erst gar nicht, sich zu wehren.

»Und wenn ich nicht die Zeit finde, deine schöne Wohnung aufzusuchen, wirst du dann meinem Mann etwas zu erzählen haben?«

Er zögerte nicht. »Allerdings. Du wirst dich fragen: Was hat das alles für einen Sinn? Die Frage ist nicht neu. Ich erwiderre jetzt wie damals: ›Wissen ist solange von Wert, wie man es gebraucht. Eine Drohung, es anzuwenden, bleibt sinnlos, wenn man den Willen dazu nicht hat.‹ Nicht

aus einem kleinlichen Rachegefühl heraus, sondern als logische Konsequenz ...«

»Ich verstehe.« Sie wandte sich zur Tür. »Ich wollte mir nur ganz sicher sein. Jetzt komm und laß uns mit den anderen feiern. Hast du meine kleine Schwester schon gesehen?«

»Ein liebes Mädchen«, sagte er langsam und geistesabwesend.

Das war alles, was zwischen den beiden vorging; sie sprachen sich nicht mehr. Er bat darum, ihm ein Glas Milch auf sein Zimmer zu schicken; man entsprach seinem Wunsch.

Als er nach oben zu seinem Zimmer ging, suchte er nach Irene, aber sie hatte sich bereits zurückgezogen.

Das Dienstmädchen, das ihn am nächsten Morgen wecken wollte, klopfe vergeblich; es betrat das Zimmer, öffnete die Vorhänge, stellte das Tablett auf einen Tisch und bemerkte nicht, daß das Glas, in dem man ihm am Abend zuvor die Milch gebracht hatte, verschwunden war.

»Ihr Tee, Sir«, sagte das Mädchen.

Selbst John Linden konnte an Fathergills plötzlichen Tod nicht glauben, bis der Arzt die traurige Nachricht bestätigte.

»Es tut mir leid, daß das Weihnachtsfest so getrübt worden ist«, sagte Irene ernsthaft und warf einen Blick in das Kaminfeuer in ihrem Schlafzimmer. Der kleine grüne Mann war bereits geschmolzen.

Der Schwächling

Rex Madlon war ein netter Junge – einer von jenen liebenswürdigen jungen Männern, die sich leichter Freunde als Vermögen erwerben. Seine Bekannten waren in der Mehrzahl ebenfalls charmante Leute; er hatte nichts übrig für Männer mit grimmigen Gesichtern, die unmögliche Krawatten trugen und Tips für den Aktienmarkt gaben.

Wenn er kurz vor ein Uhr in Denny Halls Büro zu erscheinen pflegte, wußte Denny sofort, daß der junge Mann ein paar Pfund für den Lunch benötigte oder um Rat für den Umgang mit verzweifelten Schneidern bat, die sich weigerten, länger als zwei Jahre auf die Bezahlung der Rechnungen zu warten.

Denny Hall blechte gutmütig, solange es sich nicht um mehr als ein paar Pfund handelte; einmal hatte er sich sogar bereitgefunden, mit einem der Schneider einen Kompromiß zu schließen. Er mochte Madlon, um genauer zu sein, er liebte die Schwester des jungen Mannes.

Nora Madlon amüsierte sich über den Leichtsinn ihres verehrten Bruders weniger.

Die ihr von der Mutter hinterlassenen sechshundert Pfund pro Jahr zusammen mit den für Rex jährlich ausgesetzten achthundert hätten beiden ein angenehmes Leben ermöglicht. Aber Rex' Einkommen schien überhaupt nicht zu existieren. Auf Monate hinaus war das Geld bereits verteilt. Er hatte das verschwommene Gefühl, eine reiche Frau heiraten zu können, brachte es aber dann fertig, einer nicht ganz honorigen jungen Dame die Ehe zu versprechen. Vor der Erfüllung bewahrte ihn Denny.

»Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich tun soll«, klagte Nora. »Er ist ein Leichtfuß, aber wenn ihm etwas zustoßen

würde, wüßte ich nicht mehr, was ich tun sollte. Denny, du kannst ihm doch sicher einen Rat geben.«

Sie saß Denny im Wohnzimmer ihres Appartements in der Queen's Gate gegenüber und sah ihn flehend an.

»Liebling, du mußt etwas unternehmen – Rex sitzt in der Patsche. Er hat Schuldscheine ausgestellt ... Du weißt ja, Ehrenschulden ..., und dieser schreckliche Kerl droht damit, sich an Onkel Lewis zu wenden.«

Onkel Lewis war sehr alt und sehr reich – und Kirchenältester. Er hatte sehr strenge Ansichten und war gegen alles Moderne eingestellt. Die neueren Tänze hielt er für eine Erfindung des Teufels.

»Eines Tages wird Rex wohlhabend sein, aber ich habe Angst davor, daß Onkel Lewis dahinterkommen könnte ... Du weißt, dieses Mädchen und die Spielschulden.«

Denny starnte bedrückt ins Kaminfeuer.

Die Streiche des jungen Mannes entlockten ihm längst kein Lächeln mehr. Rex schuldete ihm bereits über fünf-hundert Pfund, wovon aber Nora nichts wußte. Im übrigen war Denny kein reicher Mann.

»Liebste, ich weiß nicht, was ich vorschlagen soll. Rex ist eben ein Verschwender –«

Sie erstarrte. Kritik an ihrem Bruder ertrug sie nicht.

»Nun ja, man kann doch wohl nicht behaupten, daß er sparsam veranlagt wäre, nicht wahr?« versuchte er den Frieden wiederherzustellen.

»Rex ist kein Verschwender!« Ihre Stimme klang sehr kalt. »Er ist nur leichtsinnig und verläßt sich zu sehr auf Onkel Lewis und sein Geld. Du bist wirklich ungerecht!«

Rex in Person störte in diesem Augenblick das Gespräch. Er kam herein, ein Bild der Eleganz – groß, schlank, blond, mit entwaffnendem Lächeln.

Nora sah auf die Uhr; es war zwanzig nach elf.

»Du gehst schon wieder fort, Rex? Ich dachte, du wolltest heute einmal früh zu Bett gehen?«

Rex lachte. »Der Abend wird nicht teuer – Tanz bei Lord Levon. Ich muß hingehen – ich habe es versprochen.«

»Sonst hast du nichts vor?«

»Sei nicht albern.« Er blinzelte Denny zu und verschwand.

Denny ging zum Fenster, schob den Vorhang beiseite und warf einen Blick auf die Straße. Rex' kleiner Sportwagen brauste mit Vollgas davon.

»Du kannst doch etwas tun?« fragte sie ungeduldig.

»Ich dachte immer, daß Rechtsanwälte Geld aufzubringen vermögen.«

»Dieser Anwalt kann es jedenfalls nicht«, erwiderte er scherzend. »Ist es viel?«

Sie zögerte. »Vier- oder fünftausend Pfund«, sagte sie leichthin. Denny stöhnte.

»Soviel könnte ich nur gegen erstklassige Sicherheiten beschaffen.«

»Auf Onkel Lewis' Testament hin?«

Er schüttelte den Kopf. »Das kann er ja jeden Tag ändern. Vier- oder fünftausend!« Er pfiff durch die Zähne.

»Ganz unmöglich.«

Sie preßte die Lippen zusammen. »Na schön«, sagte sie.

»Aber ich hätte gedacht, daß du uns helfen kannst. Du brauchst übrigens nicht zu glauben, daß sich Rex keine Sorgen macht, nur weil er so fröhlich war.«

Er wollte Einzelheiten über die Schuld hören, aber sie wischte ihm aus. Anscheinend wußte sie selbst kaum etwas. Jedenfalls erfuhr er, daß Rex im Hause eines ›Freundes‹

Bakkarat zu spielen pflegte.

Beim Abschied war sie frostig. Unglücklich fuhr er in seine Wohnung in der Nähe des Regent Park zurück.

Denny Hall hatte es nicht leicht gehabt im Leben. Sein Vater war im Charakter Rex Madlon sehr ähnlich gewesen, und Denny übernahm mit der Praxis seines Vaters mehr Sorgen als Profite. Drei anstrengende Jahre hindurch hatte er daran gearbeitet, alles wieder ins Lot zu bringen. Er mußte gegen den Argwohn ankämpfen, der mit dem Namen Hall häufig verknüpft schien. Aber endlich hatte er es geschafft und konnte nun auf einem soliden Fundament aufbauen.

Am nächsten Vormittag steckte er gerade mitten in anstrengender Arbeit, als Rex erschien.

»Du hast dich ein bißchen mit Nora gestritten – nicht wahr? Alles meinewegen!« Er lachte schallend. »Du bist ein Trottel! Denny, besteht eine Chance, das Geld aufzubringen?«

Denny schüttelte den Kopf. »Praktisch kaum.«

Rex machte ein langes Gesicht, fing sich aber schnell wieder.

»Das wird allerdings peinlich werden«, meinte er.

»Wenn der alte Lewis wenigstens das Zeitliche segnen würde – er ist ja immerhin ganz schön krank. Aber damit kann man wohl kaum rechnen.«

»Stehen die Dinge wirklich so schlecht?«

Rex schlenderte zum Fenster und sah hinaus.

»Scheußlich, diese Baker Street«, sagte er. Nachlässig fügte er hinzu: »Ja, der Mann, dem ich die Schuldscheine gegeben habe, ist ein ganz ekelhafter Bursche. Ich habe Likstine schon Bescheid gesagt, und er hat eine Mordswut.«

»Wer ist Likstine?« erkundigte sich Denny.

»Er arrangiert die Spielrunde – ich meine, er ist ein Freund, den ich ab und zu treffe«, wich er aus. »Kommst du mit zum Essen?«

Denny schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Ich habe noch etwas Wichtiges zu erledigen.« Er berichtete Rex, worum es sich handelte.

Am Nachmittag mußte Denny zu einer Besprechung mit einem anderen Anwalt. Als er zurückkehrte, erfuhr er, daß Rex in seiner Abwesenheit vorgesprochen, eine Viertelstunde gewartet hatte und dann wieder gegangen war.

Abends sprach er erneut mit Nora. Sie zeigte sich noch unzugänglicher als zuvor. Aber auf die Folgen war er trotzdem nicht vorbereitet. Am Nachmittag darauf erhielt er eine kurze briefliche Nachricht. Dem Brief war der Verlobungsring beigelegt. Denny hatte das Gefühl, als sei die Welt plötzlich sehr dunkel geworden.

Er saß am Schreibtisch, den Kopf in die Hände gestützt, als das Telefon läutete.

»Ist dort Mr. Denny Hall? – Hier Inspektor Boscombe, Scotland Yard ... Wir haben erfahren, daß Sie sehr viel Geld in Ihrem Safe aufbewahren. – Das tut nichts zur Sache. Ich möchte die Gelegenheit benützen, Sie zu warnen. Zur Zeit hält sich ein Mann in der Stadt auf, der sich auf Einbrüche in Anwaltsbüros spezialisiert hat. Er heißt Darkey Cane. Besondere Vorsicht ist am Platze. Vergangene Nacht wurde in Lincolns Inn ein Einbruch verübt.«

Denny hörte sich alles an, bedankte sich, legte auf und ging zum Safe, um sich noch einmal zu vergewissern, daß alles in Ordnung war.

Zehn Stunden später ...

Denny Hall ging langsam zum Schreibtisch, öffnete eine Schublade und nahm den geladenen Browning heraus.

»Legen Sie das Ding weg – schnell!«

Er fuhr herum, die Pistole noch in der Hand. Die langen Portieren am Fenster zur Baker Street hatten sich geöffnet. Ein Mann stand dort, den Mantel bis zum Kinn zugeknöpft, das Gesicht hinter einer schwarzen Maske verborgen.

»Weg damit – aber ein bißchen plötzlich!«

Denny ließ die Waffe auf den Boden fallen.

»Stellen Sie sich vor den Kamin, verschränken Sie die Hände hinter dem Kopf – und rühren Sie sich nicht, sonst knallt's!«

Der Maskierte griff hinter sich und ließ die Portieren wieder übereinanderfallen.

»Die Safeschlüssel – werfen Sie sie auf den Tisch.«

Denny steckte die Hand in die Tasche und warf die Schlüssel hin. Der Einbrecher trat zum Safe und sperrte auf, ohne den Blick von Denny zu lassen.

»Stellen Sie sich ans Fenster, wo ich Sie sehen kann – vielen Dank«, sagte er ironisch.

Er überprüfte kurz den Safeinhalt und zog dann einen großen, dicken Umschlag mit der Aufschrift »Nachlaß Steffan«, und dem Stempel der Northern and Southern Bank.

»Das wird Ihnen eine Lehre sein, nie Geld im Büro aufzubewahren! Vor drei Tagen haben Sie diesen Betrag hier abgehoben, um John Steffan bei seinem Eintreffen aus Amerika auszubezahlen. Ohne den Nebel wäre ich zu spät gekommen, nicht wahr? Na ja, man muß eben Glück haben ... Wir erfuhren erst gestern nacht davon. Sie haben einen sehr gesprächigen Freund – aber er ist noch jung und

wird sich das schon noch abgewöhnen.«

Denny schwieg. Er sah gebannt zu, wie der Umschlag in der Tasche des Einbrechers verschwand.

»Ich bleibe zwei Minuten hinter dem Vorhang. Wenn Sie sich rühren, schieße ich sofort. Vielleicht bin ich aber schon nicht mehr da – das ist Ihr Risiko.«

»Nur zu«, sagte Denny mit unnatürlich ruhiger Stimme.

Der Einbrecher sah die Blässe seines Gesichts und lachte auf.

»Die Gesichtsfarbe kann man eben nicht kontrollieren«, meinte er. »Gute Nacht!«

Er verschwand hinter dem Vorhang. Denny rührte sich nicht, obwohl er annehmen konnte, daß sein Besucher auf dem Balkon kaum eine Sekunde zögern würde. Er hörte zwei Schüsse von der Straße herauf, dann schrillte eine Polizeipfeife. Er stürmte durch den Vorhang und starrte in den Nebel hinunter. Ein Mann schrie etwas zu ihm hinauf. Der Helm eines Polizisten war undeutlich erkennbar.

»Über den Balkon ist ein Mann entflohen – hat man Ihnen etwas gestohlen?«

»Ich komme hinunter.«

Er hastete über die dunkle Treppe nach unten. Baker Street 804 war früher einmal ein Wohnhaus gewesen, inzwischen aber zu einem Bürogebäude umgebaut worden. Denny Halls Kanzlei befand sich im ersten Stock – sie bestand aus zwei Räumen.

»Sie sind noch spät an der Arbeit, Mr. Hall.« Der Polizist kannte ihn offensichtlich, wenn auch Denny sich nicht an ihn erinnern konnte.

»Ja – vor dem Weihnachtsurlaub muß noch alles erledigt werden.«

Denny stieg vor dem Polizisten die Treppe hinauf. Der

Safe stand immer noch offen. Denny deutete darauf, und der Polizist sah ihn hilflos an.

»Das hat er gemacht, wie?« Er bemerkte die Pistole auf dem Boden. »Er bedrohte Sie mit der Waffe?«

»Sie gehört mir«, erwiederte Denny. »Ich bin leider kein Held.«

»Ich sah ihn an einem Strick vom Balkon herunterklettern und hätte ihn beinahe geschnappt. Er schoß und verfehlte zweimal. Eine Verfolgung bei diesem Nebel hatte keinen Zweck.« Er schwieg eine Weile und sah sich im Zimmer um. »Was hat er mitgenommen?«

Denny befeuchtete seine Lippen. »Im Safe befand sich ein Päckchen mit dreiundzwanzigtausend Pfund, oder vielmehr hunderttausend Dollar. Der Erlös aus dem Nachlaß Steffan. Ich hob den Betrag vor ein paar Tagen bei der Bank ab. Mr. Steffan hätte eigentlich heute eintreffen sollen, aber sein Schiff ist im Ärmelkanal wohl durch den Nebel aufgehalten worden.«

Der Polizist starrte ihn an und schüttelte den Kopf. Die Sache gehörte nicht mehr in seine Zuständigkeit. Bei solchen Beträgen mußte Scotland Yard eingeschaltet werden.

»Es waren amerikanische Banknoten? Ich nehme an, daß Sie wenigstens die Nummern notiert haben?«

Denny verneinte.

»Ich muß Ihr Telefon benützen.«

Sein Bericht an das Revier klang ein wenig unzusammenhängend. Ein Balkon, ein Seil, ein Mann, Schüsse: Einbruch. Jemand am anderen Ende der Leitung stellte ihm eine Frage, und er begann von vorne: ein Mann, ein Seil ...

»Völlig unmöglich, bei diesem Wetter die Verfolgung aufzunehmen, Sir. Man konnte kaum die Hand vor den

Augen sehen ... Jawohl, der Mann hat zweimal geschossen.«

Er legte auf, seufzte und wandte sich Denny zu.

»Boscombe ist dort. Er hält sich schon den ganzen Abend in unserem Gebiet auf, weil er auf der Spur der Bande ist, die bei Avington, dem Juwelier, eingebrochen hat. Das ist ein glücklicher Zufall – Mr. Boscombe, meine ich.«

»Und ob«, sagte Denny.

Boscombe, groß, hager, skeptisch, erschien zehn Minuten später, begleitet von zwei Assistentinnen. Nachdem er den Wachtmeister ausgefragt hatte, schickte er ihn ins Revier zurück.

»Sie haben den Mann natürlich nicht erkannt?« wandte er sich an Denny. »So ... maskiert! Wer wußte übrigens, daß Sie soviel Geld im Büro hatten?«

»Meine Schreibkraft«, sagte Denny.

Mr. Boscombe notierte sich Namen und Anschrift.

»Sonst noch jemand?«

Hall schüttelte den Kopf.

»Keiner Ihrer Verwandten?«

»Ich habe keine Familie«, erwiderte Denny kurz.

»Freunde? Sind Sie verheiratet, Mr. Hall? Nein? Verlobt etwa?« Denny schluckte. »Ja, ich bin verlobt.«

Mr. Boscombe starrte ihn an und rieb sich den Nasenflügel.

»Wußte die junge Dame vielleicht, daß das Geld im Büro war?«

»Nein«, fauchte Denny.

Mr. Boscombe warf ihm einen skeptischen Blick zu, ließ sein Notizbuch in der Jackettasche verschwinden und ging

noch einmal zum Safe.

»Der Mann trug Handschuhe, sagten Sie? Stoffhandschuhe?«

»So genau habe ich nicht hingesehen.«

Boscombe nahm die Safeschlüssel an sich, wickelte sie in Seidenpapier und steckte sie ein.

»Ich schicke noch ein paar Leute vom Erkennungsdienst«, meinte er. »Pech für Sie, Mr. Hall. Sie sind natürlich nicht versichert gewesen? Der Verlust von Bargeld wird ja auch von den Versicherungen nicht gedeckt. Wieso waren Sie eigentlich um diese Zeit noch an der Arbeit?«

»Ich wollte vor dem Weihnachtsurlaub noch reinen Tisch machen.« Boscombe warf einen Blick auf den Schreibtisch, auf dem weder Bücher noch Dokumente lagen.

»Sie müssen also gerade fertig gewesen sein, als der Einbrecher hereinkam. Den Revolver bewahrten Sie natürlich in der Schublade auf, nicht wahr? Sie hatten mit einem Überfall gerechnet?«

»Seit Ihrer Warnung allerdings«, erwiderte Denny gepräßt. »Ich wollte kein Risiko eingehen, bei dem großen Betrag im Safe.«

»Gewiß«, murmelte Boscombe. »Mir war entfallen, daß ich Sie angerufen hatte – zweifellos Darkeys Methode. Ganz typisch.«

Er ging zum Kamin. Das Feuer war niedergebrannt. Obenauf lag ein Häufchen Asche.

»Was war das? Ein Brief?«

»Nichts Besonderes«, sagte Hall gequält. »Ein Bettelschreiben, soweit ich mich erinnern kann.«

Der Kriminalbeamte starnte die Asche an. Der Brief war

nicht nur verbrannt, sondern auch noch mit dem Schürhaken zerhackt worden.

Boscombe blickte wieder zum Tisch, dann in den Papierkorb, bückte sich und holte einen zerknitterten Bogen heraus. Er glättete ihn und las vor:

»Liebste, ich weiß nicht wie –«

Er fand noch einen zweiten Bogen, einen dritten, vierten, las wieder:

»Du wirst begreifen –«

Er sah Hall eine Weile scharf an. »Sie haben versucht, jemandem einen Brief zu schreiben, Mr. Hall?«

Denny nickte.

»Einem Freund?«

Boscombe blieb ohne Antwort. Er faltete die fast leeren Blätter zusammen und steckte sie in die Tasche.

»Ich komme morgen früh wieder, dann können wir weiterreden.«

Der Nebel löste sich nicht auf, lichtete sich aber am Stadtrand Londons. Darkey Cane und seine beiden Begleiter rollten im Wagen langsam durch die finsternen Straßen.

»Sie kommen genauso langsam vorwärts wie wir, das ist wenigstens ein Trost«, brummte einer von Canes Gehilfen. Er meinte die Hüter des Gesetzes und der Ordnung, die mit Vergnügen seiner habhaft geworden wären.

Darkey, der neben ihm saß, den Mantelkragen hochgeschlagen, nickte. »Aber das Telefon funktioniert auch bei Nebel. Es wird heller – gib Gas, Augustus!«

Es wurde tatsächlich lichter; man konnte zwei Straßenlaternen weit sehen. Hinter dem Kennington Oval löste sich

der Nebel in dünne Schleier auf. Der Wagen wurde schneller, brauste durch Deptford und den Blackheath Hill hinauf. Plötzlich blinkte ein roter Scheinwerfer auf.

»Das gute alte Telefon«, meinte Darkey philosophisch.

»Nur zu – das ist bloß ein Polizist«, fügte er humorvoll hinzu.

Der Wagen schoß an dem Beamten vorbei.

»Ich glaube–«, begann Darkey.

Was er glaubte, erfuhr niemand. Sie hatten etwa hundert Meter hinter sich, als es viermal knallte. Das Überfallkommando hatte einen Streifen Leinwand quer über die Straße gelegt und diese Leinwand mit spitzen Nägeln bestückt. Sie machten kurzen Prozeß mit den Reifen. Der Wagen geriet ins Schleudern, prallte gegen einen Laternenpfahl und überschlug sich. Bis Darkey wieder auf den Beinen war, umringten ihn bereits zahlreiche uniformierte Gestalten. Eine ihm verhaßte Stimme begrüßte ihn freundlich.

»Na, Darkey, wie steht es mit dem Job in der Baker Street? Durchsucht ihn mal.«

Große Hände tasteten Darkey ab, aber sie fanden den Revolver nicht; Darkey hatte ihn über das Geländer der Westminster Bridge in die Themse geworfen.

Darkeys Hand näherte sich langsam seiner Innentasche, aber bevor er den Umschlag zu erreichen vermochte, hatte ihn der Inspektor an sich genommen.

Im Polizeirevier Greenwich unterzog man den Inhalt des Umschlages mit der Aufschrift ›Nachlaß Steffan‹ einer Besichtigung. Vor den erstaunten Augen von Darkey Cane wurden fünfzig Blatt dickes Notizzpapier zutage gefördert.

»Das darf doch nicht wahr sein!« fuhr er auf.

»Man scheint Sie hereingelegt zu haben«, meinte der Inspektor und betrachtete noch einmal den Stempel auf dem großen Umschlag. Es hatte ihn nicht überrascht, denselben geöffnet vorzufinden, da anzunehmen gewesen war, daß Darkey einen Blick auf seine Beute riskiert hatte.

Darkey schnitt eine Grimasse. »Geschieht mir gerade recht. Warum muß ich es auch bei einem Schwindler wie Hall versuchen? Sein Vater war schon unehrlich, und er hat sicher allerhand von ihm gelernt. Einfach schändlich, wie leicht diesen Anwälten das Stehlen gemacht wird.«

»Mr. Boscombe wird sich sehr dafür interessieren«, meinte der Inspektor ...

Um halb zwei saß Denny Hall immer noch an seinem Schreibtisch. Er nahm die Pistole in die Hand, betrachtete sie geraume Zeit und legte sie dann in die Schublade zurück. Der alte Schmerz begann wieder in ihm zu wühlen: Der dem Namen ›Hall und Sohn‹ anhängende Argwohn verdichtete sich zur Gewißheit. Er konnte die Leute schon sagen hören: ›Wie der Vater, so der Sohn.‹ Die Anwaltskammer würde natürlich eine Untersuchung durchführen und ihm die Zulassung entziehen.

Er zog die mittlere Schublade heraus, nahm einen Umschlag zur Hand und schüttelte den Verlobungsring auf den Tisch. Den Brief Noras hatte er verbrannt. Fasziniert starrte er die kleinen Diamanten an ...

Er hörte das Klopfen an der Eingangstür und sah auf. Die Zeiger der Uhr wiesen auf Viertel nach drei. Sicher wieder die Polizei ... Boscombe.

Langsam stieg er die Treppe hinunter, knipste das Licht an. und öffnete die Tür. Eine junge Frau stand draußen. Für ein paar Augenblicke traute er seinen Sinnen nicht mehr.

»Darf ich hereinkommen?« flüsterte sie.

Er schob die Tür weiter auf. Nora ging an ihm vorbei die Treppe hinauf. Bevor er den ersten Absatz erreichte, war sie schon verschwunden. In seinem Büro fand er sie vor dem Kamin. Ihr Gesicht war bleich, die Augen lagen tief in den Höhlen.

»Es tut mir leid, Denny«, sagte sie heiser. »Kannst du mir verzeihen?« Sie reichte ihm die Hände. Sie waren eiskalt.

»Was treibst du denn um diese Zeit noch auf der Straße? Hast du schon gehört -?«

Sie nickte.

»Rex erzählte mir davon. Er kam vor zwei Stunden nach Hause ... Und, Denny, er war total – betrunken! Er benahm sich so unmöglich, daß mein ganzes Mitleid plötzlich wie wegewischt war. Und dann berichtete er, daß der Mann, dem er das Geld bezahlen sollte, nicht anwesend war. Rex begann wieder zu spielen und gewann mehrere tausend Pfund. Denny, du mußt ihm verzeihen.«

Ihre Finger nestelten am Verschluß ihrer Tasche. Sie klappte sie auf, nahm ein dickes Bündel amerikanischer Banknoten heraus und legte es auf den Tisch.

»Er hat keinen Cent angerührt. Als du nicht hier warst, kam er herein, nahm das Geld aus dem Safe und legte ein Bündel Notizzettel an den Platz. Er wußte, wo du den Zweischlüssel aufbewahrst. Es war gemein ... Es gibt überhaupt keinen Ausdruck für das, was er getan hat. Aber das ist nicht die einzige schlechte Nachricht. Onkel Lewis ist gestorben.«

Wie im Traum nahm Denny das Geld vom Tisch.

»Es ist noch alles da. Ich habe es gezählt – hunderttausend Dollar. Du mußt ihm verzeihen, Denny. Er ist ein

Schwächling.«

»Das sind wir wohl alle«, meinte Denny Hall langsam, und er dachte an den letzten langen Brief, den er Nora geschrieben hatte, den Brief, der soviel Zeit gefordert hatte. Abwesend berührte seine Hand den Griff der Schublade, in dem die Pistole lag, mit der er all seinen Sorgen ein Ende hatte bereiten wollen.

Er nahm das zitternde Mädchen in die Arme. Der Gedanke an Darkey Canes Gesicht beim Anblick des Notizzpapiers versöhnte mit vielem.

Die Doppelgängerin

Ein Abend Anfang März. Schneetreiben, glitschiger Matsch auf den Bürgersteigen. Mr. Lester Cheyne hatte es trotzdem nicht eilig. Seine gemächlichen Schritte deuteten darauf hin, daß er ein erfreuliches Erlebnis auskostete und nur ungern der gemütlichen Eingangshalle von Northumberland Court und seinem Luxusappartement zustrebte.

Der Schnee fiel in großen Flocken, die im Licht der Bogenlampen märchenhaft glitzerten. Die Bäume entlang der Themse reckten ihre weißen Äste zum Himmel empor; zwei Schlepper zogen schimmernde Spuren durchs dunkle Wasser, in dem sich die grünen und roten Positionslichter spiegelten. Von einer fernen Brücke blinkten gelblich leuchtende Lampen herüber ...

Lester, der den Pelzkragen seines Mantels hochgeschlagen hatte, genoß diesen Anblick. Er spürte jene volle innere Zufriedenheit, wie sie jedem Mann zuteil wird, der eine schwierige Aufgabe gelöst hat.

Es war Hauptverkehrszeit. Die Büros leerten sich, auf den Gehsteigen eilten die Leute in dichten Scharen dahin. Er schlenderte am Geländer vor dem Temple dahin, um die Berufstätigen nicht zu behindern. Auch er gehörte zu den Fleißigen, aber auf anderem Gebiet. Er liebte es, sich als General zu betrachten, der in der Stille seines Studierzimmers ausgeklügelte und erfolgreiche Vorstöße gegen einen zahlmäßig weit überlegenen Feind plante.

Lester Cheyne war ein schlanker, gutaussehender Mann von fünfunddreißig Jahren, wirkte aber wesentlich jünger. Wenn ihn jemand fremden Leuten als erfolgreichen Rechtsanwalt vorstellte, trafen ihn häufig ungläubige Blicke. Er hatte aber wirklich Erfolg, und das bewiesen

nicht zuletzt seine große Limousine und das Appartement mit den echten Gobelins.

Bei seinem Dahinschlendern hatte es sich nicht vermeiden lassen, daß er ab und zu angestoßen wurde. Man brummte irgendeine Entschuldigung und verschwand wieder in der Nacht.

Aber das Mädchen im braunen Mantel tat mehr: es berührte ihn mit dem Arm, rutschte aus, wurde von dem lächelnden Lester aufgefangen und prägte sich dadurch für immer in sein Gedächtnis ein.

Die Dame rutschte seitlich ab und warf die Arme hoch.

Er fing sie gerade noch auf, und sie glitt nach vorne, so daß er sie eine Weile in den Armen hatte.

»Tut mir leid – entschuldigen Sie vielmals!«

Sie fand wieder sicheren Boden unter den Füßen. Zwanzig – vielleicht auch jünger. Oder älter. Er war seiner Sache nicht sicher.

»Verzeihen Sie – ich bin ausgerutscht.«

»Das ist mir auch aufgefallen«, meinte er lachend.

Wenn Sie lächelte, wurde sie sogar ausgesprochen hübsch. Man traf solche Frauen nicht oft.

»Ich wußte schon, daß mir heute abend irgend etwas passieren würde«, meinte sie mit der freundlichen Art eines Menschen, der sich auf der Höhe der Situation zeigt.

»Ich bin heute früh zu Hause schon einmal ausgerutscht und im Büro dann noch über einen Teppich gestolpert. Aller guten Dinge sind drei.«

Sie lächelte ihm schwach zu, wie das vor einem Abschied nehmenden Nicken ähnlich ist, und beschleunigte ihre Schritte. Kurz danach schoß ihre Hand nach vorn und umklammerte die oberste Stange des Geländers. Er eilte ihr nach.

»Lassen Sie sich lieber begleiten – meine Schuhe haben rutschfeste Sohlen. Wie weit müssen Sie noch?«

»U-Bahnstation Charing Cross«, sagte sie. »Vielen Dank, wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht.«

Sie wohnte in einem Junggesellinnenheim in Hampstead und arbeitete in einem Büro am Kings Bench Walk. Sie hatte zwei der Theaterstücke gesehen, von denen er sprach

...

Schäbig? Nicht ganz. Billig angezogen, das beschrieb sie besser. Er konnte sich ausrechnen, wieviel der Mantel gekostet hatte – im Kaufhaus, versteht sich.

Mr. Lester Cheyne hatte seinen Anteil an Abenteuern hinter sich; unter anderem war da auch eine junge Stenotypistin gewesen. Aber dieses Gesicht ließ sich mit nichts vergleichen. Er kam auch nicht von dem Gefühl los, daß er sie irgendwo schon einmal gesehen hatte.

»Haben Sie schon gegessen?« fragte er.

»Ich? Du lieber Himmel, nein! Ich esse erst, wenn ich zu Hause bin – und Hunger habe. Heute abend fehlt es daran bestimmt nicht!« Er schien zu überlegen.

»Wenn ich Sie zum Essen einladen würde, hielten Sie es dann für nötig, einen Polizisten zu rufen?« fragte er.

»Ich glaube nicht. Man kann nicht das ganze Jahr über zwischen dem Temple und Charing Cross hin- und hereilen, ohne gelegentlich solche Einladungen zu bekommen«, erwiederte sie lächelnd.

»Und wie viele davon haben Sie angenommen?« fragte er rundheraus.

Sie schüttelte den Kopf.

»Das habe ich mir schon gedacht«, meinte er. »Aber ich wohne in sehr solider Gesellschaft. Links ein Parlamentsabgeordneter, rechts der Dekan von Westchurch –«

»Ach! – Sie meinten in Ihre Wohnung?« In ihrer Stimme schwang eine Spur von Enttäuschung mit. »Das ist doch wirklich ausgeschlossen, nicht wahr? Ich meine ...«

Sie sagte nicht, was sie meinte, aber darauf kam es auch nicht an. Es überraschte ihn nicht, daß sie seine Einladung nicht rundweg abgelehnt hatte, dafür kannte er die Frauen zu gut. Man mußte bei ihnen mit allem rechnen.

»Ich wünschte beinahe, daß der Dekan ein Bischof, der Abgeordnete ein Minister und ich statt einfacher Rechtsanwalt Oberrichter wäre«, murmelte er bedauernd.

Jetzt kam es darauf an, ob sie vom Wetter sprach oder sich zu seinen letzten Worten äußerte.

»Sie sind Rechtsanwalt? Dann muß ich Sie kennen. Es gibt im ganzen Temple keinen Anwalt, dem ich nicht schon begegnet wäre.«

Er sprach also von seinem Beruf, bis sie die U-Bahnstation erreicht hatten. Ihre Schritte wurden langsamer. Vor den Schaltern blieb sie stehen.

»Ich würde nicht wagen, Sie in ein ausgefallenes Lokal einzuladen – dazu würden Sie sich bestimmt umziehen wollen. Aber Seezunge, Fasan gegrillt und als Nachspeise plebeischer Reispudding –«

»Hören Sie auf! Ich komme mir vor wie ein schiffbrüchiger Matrose!«

Sie zögerte immer noch und schüttelte den Kopf.

»Wirklich nett von Ihnen, und irgendwie weiß ich auch, daß Sie – in Ordnung sind. Aber es geht nicht. Wo wohnen Sie denn?«

Er deutete zur Eisenbahnbrücke hinüber.

»Northumberland Court – neben dem Club der National-liberalen. Meine beiden Dienstboten sind sehr fromm, und weil sie das Schlimmste befürchten, gucken sie durch die

Schlüssellocher, um es nur ja nicht zu versäumen. Sie vermögen aber ihre Frömmigkeit mit einem erheblichen Verbrauch von Bier in Einklang zu bringen!«

Sie sah ihn die ganze Zeit an, wider Willen belustigt.

»Sie reden wie ein Schriftsteller!« sagte sie, und er ärgerte sich ein bißchen. »Ein halbes Abenteuer ist schlimmer als ein ganzes«, meinte sie schließlich. »Her mit Ihrem Fasan und den frommen Dienstmädchen!«

Sie begann etwas schneller zu gehen, beinahe ein bißchen atemlos. Er hoffte, sich nicht getäuscht zu haben. Ihren Standpunkt glaubte er genau verstehen zu können. Sie überquerte den Rubikon – aber einen seichten Rubikon. Man konnte beim ersten Anzeichen von Gefahr zurückwaten – konnte in der Mitte sogar stehenbleiben und überlegen. Viele Frauen hatten sich diesen praktischen Fluß ausgedacht, um später über die Untiefen und die reißende Strömung entsetzt zu sein.

Seine Wohnung lag im Erdgeschoß. Eine der beiden grimmigen Hausdamen öffnete die Tür und verschwand eilig im Eßzimmer, ein zweites Gedeck aufzulegen. Ihr Gegenstück lauerte an der Tür zum Wohnzimmer.

»Legen Sie Hut und Mantel in mein Zimmer«, sagte Lester. »Mary wird Ihnen zeigen –«

»Oh – schauen Sie mich an!«

Die Augen des Mädchens waren weit geworden – es deutete auf die Fotografie auf dem Kaminsims.

Zuerst ärgerte er sich über seine Dummheit; die ihn dazu verführt hatte, das Bild stehenzulassen. Erst diesen Morgen war es eingetroffen.

Dann kam das Staunen. Zweifellos bestand eine deutliche Ähnlichkeit zwischen Lady Alice Farranay und Miss Braunmantel. Eine Ähnlichkeit und doch wieder auch kei-

ne ... Daher rührte also das Gefühl, ihr schon einmal begegnet zu sein. Er erklärte ihr die Unterschiede.

»Aber das ist doch albern!« meinte sie mit der Ungezwungenheit einer älteren Schwester. »Ich habe kurzes Haar und sie nicht – das ist der Unterschied. Ich weiß nicht recht« – sie zweifelte plötzlich –, »die Nase ...? Die Fotografen retuschierten ja soviel ... Aber ich bin ihr jedenfalls ähnlich.«

Sie hatte den Hut abgenommen, und die Ähnlichkeit sprang nicht mehr so stark in die Augen.

Mary stand immer noch an der Tür und trat von einem Fuß auf den anderen. Das Mädchen verließ mit ihr das Zimmer, um sich zurechtzumachen.

Lester nahm das Foto, betrachtete es kalt und legte es in eine Schublade. Nach dem Essen mußte es in den Tresor, zusammen mit dem Foto von Lady Alice, das der Butler an dem Tag aufgenommen hatte, als Johnny Basterby nach Indien abgereist war, und auch zusammen mit den Briefen, die er ihr geschrieben hatte.

Eine schwierige Sache.

Deswegen starrte Lester das Bild so grimmig an. Würde sie nachgeben? Konnte man die Briefe so auslegen, wie Lester es brauchte? Das vom Butler geknipste Foto ... Eine Rückenansicht, wenn auch zweifellos von Lady Alice. Aber es war einem Vetter doch wohl gestattet, den Arm um sie zu legen? Am nächsten Tag mußte er doch nach Indien fahren. Diese Probleme hatte Mr. Cheyne an der Themse mit sich herumgetragen und zu seiner vollen Zufriedenheit gelöst, bevor das Mädchen im braunen Mantel seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Lady Alice würde nicht kämpfen. Solche Frauen wehrten sich nie, vor allem dann nicht, wenn sie Geld genug hatten. Nicht intelligente Frauen. Alice konnte ebensogut

einen Scheck über zehn wie über dreißig Pfund ausstellen. Profitieren würde, wie immer, der ungenannte Klient. – Es klopfte.

»Da sind Sie ja endlich!«

Er war erleichtert, sie zu sehen. Ihr Anblick verscheuchte die tristen Gedanken.

»Was haben Sie mit dem Bild gemacht?« fragte sie enttäuscht. »Schade, ich hätte es mir gerne noch einmal angesehen!«

»Fasan!« erinnerte er lächelnd. »Und Reispudding!«

Sie bewunderte das Mobiliar, die Stiche, den Corot im Eßzimmer.

Als sie am gedeckten Tisch Platz nahmen, sagte sie: »Sie sind sicher verheiratet? Irgendwie spürt man die weibliche Hand, wobei ich nicht Ihre beiden Zerberusse meine –«

Mary schob den Servierwagen herein, und das Mädchen verstummte. Lester starre es fasziniert an. Wirklich außergewöhnlich hübsch, dachte er, und Hände hat sie!

Als Mary gegangen war, erklärte seine Besucherin: »Mir kommt das alles ganz unwirklich vor, wissen Sie. Wie in einem Tagtraum. Ich heiße übrigens Lois Martin. Diese Information steht Ihnen wohl zu.«

»Ich bin Lester Cheyne ... Verzeihen Sie, daß ich mich nicht schon früher vorgestellt habe.«

»Wer ist sie eigentlich – wenn diese Frage erlaubt ist?«

»Wer? Ach so, Sie meinen die Fotografie? Eine – entfernte Bekannte ... Ich weiß nicht sehr viel von ihr, außer, daß sie mit einem sehr reichen und gemeinen Mann verheiratet ist. Er ist dreißig Jahre älter als sie.«

»Warum hat sie ihn denn geheiratet?«

»Ich sagte schon, er ist sehr reich.«

Lois Martin seufzte. »Man sollte wohl solche Frauen verachten. Aber Geld bedeutet sehr viel; es spielt eben eine wesentliche Rolle. Man kann sich von der Masse freikaufen, und dort hält man sich nicht auf, ohne irgend etwas zu verlieren – Blüte oder Freiheit. Mit Geld kann man zumindest Isolierung erkaufen.«

Er sah sie fragend an. Sie war sehr ernst geworden.

»Und wen lieben Sie?« erkundigte er sich.

»Vorerst nur Träume und alle schönen Dinge, die darin vorkommen.«

Ihre linke Hand ruhte auf dem Tisch. Er berührte sie mit der seinen, und sie zog sie nicht fort. Weiter ging er nicht. Diese erstaunliche Ähnlichkeit mit Lady Alice verlieh der Sache einen besonderen Reiz. Eine Frau zu lieben und ihr Ebenbild zu erpressen – amüsant.

»Sie gefallen mir«, meinte er. »Haben Sie etwas gegen Menschen, die auf den ersten Blick andere Leute sympathisch oder unsympathisch finden?«

»Nein. Man wird entweder von dem anderen wie mit einem Magneten angezogen, oder das Gesicht bleibt eines unter vielen.«

»Genau meine Ansicht«, sagte er zufrieden. »Ich springe am liebsten sofort in den großen Salon der Freundschaft – ich hasse es, an der Tür meinen Namen nennen, durch die Vorhalle gehen und jedesmal von neuem meine Vorzüge erläutern zu müssen. Bis man an einem vernünftigen Punkt angelangt ist, steht man als Langweiler da.«

Als sie um acht Uhr aufbrechen wollte, hielt er sie nicht zurück.

»Ich hoffe aber, daß Sie bald einmal wieder zu mir zum Abendessen kommen. Ich habe irgendwie das Gefühl, daß wir einander sehr viel nützen könnten – ich bin sehr pro-

sisch, nicht wahr? Aber ich habe etwas für junge Mädchen übrig, die nicht um jeden Preis ein angenehmes Leben führen wollen.«

Der väterliche Ton stand ihm stets zur Verfügung, aber diesmal verbarg sich eine ernsthafte Absicht hinter seiner kleinen Ansprache. Ob und wie sie sich in seine Pläne einfügen ließ, mußte die Zeit erbringen.

Sie zögerte. »Ich weiß nicht ... Möchten Sie denn wirklich, daß ich komme?«

Er brachte sie mit einem Taxi nach Hampstead, und während der ganzen Fahrt lösten sich ihre Hände nicht voneinander.

Er hatte also allen Grund, zufrieden zu sein, als er nach Northumberland Court zurückkam, wo er wieder über Lady Alice Farranay nachdachte.

Mr. Cheynes Büro befand sich in der City von London, nahe Aldermanbury. Sein Personal bestand aus einer jungen Dame, die mit zwei Fingern ihre Briefe tippte und sich mit einem Minimum an Intelligenz durchs Leben schlug. Als er läutete, kam sie ins Zimmer. Sie trug einen enganliegenden, dünnen Pullover und eine auffällige Halskette.

»Mr. Mortlake wartet schon seit einer halben Stunde«, sagte sie leise. In den zwei Jahren bei Cheyne hatte sie wenigstens gelernt, daß man nicht brüllt.

»Führen Sie ihn herein, Clarissa.«

Er war guter Laune. Sie lächelte und schüttelte mißbilligend den Kopf, denn sie hieß Annie.

Ein adrett gekleideter, kleiner Mann mit massivem Schädel und bleichem Gesicht betrat auf Zehenspitzen das Zimmer, die Melone in der Hand. Er setzte sich auf den Stuhl vor Cheynes Schreibtisch und legte seinen Hut auf

den Boden.

»Gibt es etwas Neues –?« Er neigte den Kopf fragend zur Seite.

»Nichts, Mr. Mortlake.«

Mr. Cheyne hatte die Post bereits durchgesehen. Kein Umschlag trug den Poststempel ›Melton Mowbray‹.

»Ah – sie wird schon schreiben. Lady Alice ist sehr eifersinnig, aber sie wird es nicht wagen ... Das glauben Sie doch auch?«

Mr. Cheyne zuckte die Achseln. »Sie kennen Mylady am besten«, meinte er. »Ich mache mir eigentlich Sorgen – ja, es tut mir fast leid, daß ich mich dazu bereitgefunden habe, Ihre Interessen zu vertreten. Der Fall ist äußerst merkwürdig. Er riecht beinahe nach Erpressung.«

In Mr. Cheynes Beziehungen zu seinen ungenannten Klienten kam stets der Augenblick, da er offen erklärte, er bedauere es, den Fall übernommen zu haben, der doch praktisch auf Erpressung hinauslaufe. Trotzdem machte er weiter bis zum bitteren Ende, um genau zu sein, bis ein Scheck oder ein versiegeltes Päckchen mit Banknoten es ihm erlaubten, die Angelegenheit abzuschließen.

Manchmal gab es unerquickliche Auseinandersetzungen. Einige Klienten beschwerten sich über ihren geringen Profit.

Da war der Diener Sir Arthur Keverlings gewesen. Er hatte ein Bündel Briefe von der jungen Frau des Kommandeurs gefunden. Dann Millie Winston mit dem indiskreten Tagebuch ihrer Lady; und der Bruder von Fay Lanseer, dem fünftausend Pfund als magerer Anteil an den siebzigttausend Pfund vorkamen, die Lord Charholm bezahlt hatte, damit seine Briefe nicht vor Gericht verlesen würden. Aber sie alle hatten dankend auf die von Mr. Cheyne aufgezeigte Alternative verzichtet – Geld und Do-

kumente mit einem Schreiben zurückzugeben, in dem Mr. Cheyne entsetzt und bedrückt erklärte, nichtsahnend Erpressern Vorschub geleistet zu haben.

Mortlake jedenfalls erschrak. »Ich verstehe gar nicht, wie Sie so etwas sagen können, Mr. Cheyne. Als ich das erstemal bei Ihnen war, rieten Sie mir doch, sie auf Schadenersatz und Rückgabe eines Darlehens zu verklagen, nachdem man mich fristlos hinausgeworfen hatte!«

Was auch stimmte.

Mr. Cheyne war ein Erpresser, aber auf die vornehme Art. Er konnte sehr wohl die Rückgabe angeblicher Darlehen einklagen: das gehört zum Beruf eines Anwalts. Er konnte kompromittierende Dokumente bei sich aufbewahren, als Beweis für die Vertrauenswürdigkeit seiner Klienten. Denn wer händigte schließlich solche Briefe seinem Dienstpersonal zur sicheren Aufbewahrung aus, wenn er mit ihm nicht auf derart vertrautem Fuß stand, daß sehr wohl auch das Darlehen verlangt und zugestanden worden war? Und wenn die Opfer der ungenannten Klienten erklärten, die Briefe seien gestohlen worden, mußte man das als schwerste Anschuldigung werten; Mr. Cheyne pflegte dann jedenfalls sofortige Strafanzeige gegen den räuberischen Diener vorzuschlagen.

»Sie sind vor sechs Wochen aus den Diensten von Lady Alice geschieden – waren Sie lange bei ihr tätig?«

»Achtzehn Monate«, erwiderte Mr. Mortlake. »Seine Lordschaft hat mich kurz nach seiner Hochzeit eingestellt. Ich muß sagen, daß Lady Alice noch erträglich ist. Mit ihm aber kann man überhaupt nicht auskommen.«

»Eifersüchtig?«

»Und wie!« meinte Mr. Mortlake lächelnd. »So lange jedenfalls, bis er sich mit Miss Wenbury einließ. Er würde für eine Scheidung alles geben, und das weiß Mylady

auch. Man muß sich vor ihm in acht nehmen ...«

Er erklärte im einzelnen, warum und wieso, und Mr. Cheyne lauschte. Er war keineswegs empfindlich.

»Mit den Briefen könnte er die Scheidung durchsetzen – die Fotografie ist wertlos. Wir brauchen mehr. Ich frage mich ...«

Er runzelte die Stirn.

Lois Martin konnte bei entsprechender Aufmachung sehr wohl als Lady Alice figurieren – er war sich nur noch nicht im klaren darüber, wie sich die Ähnlichkeit nutzen ließ.

»Also gut – morgen brauchen Sie nicht zu kommen. Sagen wir Freitag, oder noch besser, nächsten Montag.«

Annie führte Mr. Mortlake hinaus.

Mr. Cheyne schrieb eigenhändig einen Brief.

›Betrifft: Sie und einen ungenannten Klienten.

Mylady, wir sind überrascht, auf unser Schreiben vom 13. ds. Mts. noch keine Antwort erhalten zu haben. Sicherlich werden Sie unser Bestreben, Ihnen unnötige Sorgen und Auslagen zu ersparen, zu würdigen wissen. Wir haben auch nicht die Absicht, den Namen unseres Klienten zu nennen, da Ihnen das eine finanzielle Transaktion schmerzlich ins Gedächtnis rufen müßte, die sich mit Ihrer Würde wohl nicht vereinbaren läßt. Wir wiederholen kurz die Grundlagen unserer Forderung: Im vergangenen Oktober liehen Sie sich bei unserem Klienten die Summe von fünfzigtausend Pfund, wofür Sie ihm als Sicherheit gewisse Briefe überließen, die zwischen Ihnen und Captain John Basterby gewechselt worden waren. Ihre Feststellung im Brief vom 3., unser Klient

habe die Briefe gestohlen, muß als schwere Anschuldigung gewertet werden. Unter den gegebenen Umständen müssen wir Sie auffordern, gegen unseren Klienten wegen des behaupteten Diebstahls Strafanzeige zu erstatten. Was die Erklärung betrifft, er habe niemals fünfzigtausend Pfund besessen, dürfen wir auf die Versicherung unseres Klienten verweisen, es sei ihm eine größere Erbschaft von einem Onkel in Amerika zugefallen. Wir sehen uns genötigt, Sie nochmals um Nennung Ihres Anwalts zu bitten, mit dem der weitere Schriftwechsel geführt werden kann.«

Sehr korrekt. Unangreifbar. Er trocknete das Blatt mit dem Löscher und übergab es seiner Stenotypistin zur Abschrift:

Zwei Tage später erschien Lois Martin am Abend in seiner Wohnung. Mr. Cheyne öffnete selbst die Tür.

»Macht es Ihnen etwas aus, kalt zu essen? Mein Personal hat Grippe. Hoffentlich ängstigt Sie das nicht.«

Sie lächelte. »Nicht im geringsten«, meinte sie.

Er hatte befürchtet, sie würde im Abendkleid kommen – im Schlußverkaufabendkleid, versteht sich. Aber sie trug nur ein helles Kleid und neue Schuhe.

»Ich habe sehr viel über Sie nachgedacht«, erklärte er.

»Und –?«

»Nun – diese Hast ins Büro, eingepfercht zwischen den vielen Leuten, die Eintönigkeit und so weiter. Sie passen da nicht hinein. Wieviel verdienen Sie pro Woche?«

Sie nannte eine Summe, während er ihr den Mantel abnahm. – »Lächerlich!« erregte er sich.

Er warf den Mantel aufs Sofa und führte sie zum Kamin. Als er den Arm um sie legte, zuckte sie nicht einmal zusammen. Sie hob den Kopf und sah in lächelnd an.

»Wir kommen einander immer näher«, sagte sie.

»Stört Sie das?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Es ist sehr leicht, sich verwöhnen zu lassen.«

Er küßte sie, und nach ein paar Sekunden machte sie sich los.

»Sagen Sie, arbeiten Sie eigentlich im Temple?«

»Nein – in der City. Ich habe ein kleines Büro in der Nähe der Queen Victoria Street.«

Sie verzog den Mund. »Wie uninteressant! Ich dachte eigentlich, Sie wären Strafverteidiger. Bei uns bearbeitet man auch nur langweilige Fälle. Sie arbeiten hier in Ihrer Wohnung auch sehr viel, nicht wahr?«

Sie berührte den Griff des grünen Wandsafes.

»Merkwürdig. Er paßt gar nicht zu den Möbeln, und Sie haben doch so guten Geschmack.«

»Wir wollen jetzt essen«, meinte er strahlend. Für Schmeicheleien war er stets empfänglich.

Er füllte die Weingläser und sagte, nachdem sie getrunken hatte, voll Übermut: »Ich werde Sie reich machen.«

Sie lachte. »Das klingt verlockend«, meinte sie, und er gab ihr recht. Frauen lieben das Direkte, sagte er sich. Er wußte Bescheid. Allzu große Vorsicht hemmt den Fortschritt. Er drückte sich trotzdem geschickt aus, und sie lauschte ohne Protest.

»Das kann ich nicht ... Ich glaube, das geht nicht. In unserem Heim muß man um zwölf Uhr zu Hause sein. Und ... nein!«

Aber man beschloß, ihre Sachen am nächsten Tag abholen zu lassen.

»Reden wir von etwas anderem. Wo ist das Bild der

schönen Frau, der ich ähnlich sehe? Wer ist es nun wirklich?«

Er füllte erneut die Gläser.

»Sie ist die Beklagte in einem Rechtsstreit, den ich für einen – ungenannten Klienten führe.«

Sie bat ihn, das Bild noch einmal zu zeigen.

»Ein paar kleine Veränderungen, und du wärst ihr Ebenbild«, meinte er, als er aus dem Nebenzimmer zurückkam und das Bild vor ihr auf den Tisch legte.

Sie starre die Fotografie an. »Wer ist sie?«

»Die Tochter eines unsympathischen Offiziers«, erwiderte er leichthin. »Aber zum Teufel mit ihr! Sprechen wir von wichtigeren Dingen.«

Er stand hinter ihr, legte die Arme um sie und küßte sie aufs Haar.

»Vielleicht hat sie auch einen ungenannten Klienten«, flüsterte sie.

Er lachte. »Du verstehst immer noch nicht. Nur Anwälte haben Klienten –«

Sie wandte den Kopf. Er suchte ihre Lippen.

»Nein ... Ich kann nicht. Es war dumm von mir, herzukommen. Trink deinen Wein.«

Sie machte sich los, aber aus jeder Bewegung sprach ihre Hingabe.

Er hob sein Glas. »Auf uns!« sagte er.

»Auf den ungenannten Klienten!« spottete sie. Sie leersten die Gläser.

»Merkwürdig, wie wir beide uns kennengelernt haben«, meinte er. »Aus all den Millionen Menschen in der großen Stadt – du siehst ihr wirklich sehr ähnlich.«

»Wem?«

»Lady Alice – du trägst nur dein Haar anders, sonst wärst du ihr Double.«

Sie hatte die ganze Zeit aufs Tischtuch gestarrt. Jetzt hob sie den Kopf und lächelte schwach.

»Das bin ich wohl auch – es muß ja so sein. Ich bin Lady Alice Farranay!«

Er öffnete überrascht den Mund, sah sie eine Weile an und lachte dann.

»Für einen Augenblick hast du mich beinahe aus der Fassung gebracht.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich bin wirklich Lady Alice. Sie sind ein sehr schwieriger Gegner, wissen Sie. Ich hatte schon von Ihnen gehört – Fay Keverling schüttete mir ihr Herz aus. Selbstverständlich haben Sie die Briefe von Mortlake – meinem Butler? Sie sehen, ich habe recht.«

»Sie sind – Lady Alice?«

Er war wie betäubt.

»Ich habe damit gerechnet, daß es einfach sein würde – aber nicht so einfach. Und als Sie mich hierher zu einem kleinen Abendessen einluden, wußte ich, daß Sie allein sein würden. Ich mußte es einfach tun. Ich habe auch einen ungenannten Klienten – für den es sich zu kämpfen lohnt«, sagte sie.

Er lächelte verzerrt. »Donnerwetter ... Sie haben Nerven. ... Sie gehen jetzt wohl besser, Lady – Lady Alice ...«

Seine Stirn war feucht. Sein Atem ging in fliegenden Stößen.

»Was hofften Sie ... eigen... eigentlich hier ... ssu erreichen?«

Warum sprach er nur so undeutlich, warum hämmerte

sein Herz so stark?

»Die Briefe ... Sie haben sie in Ihrem Safe. Das konnte ich mir ausrechnen. Und der Schlüssel hängt an der Kette in Ihrer Tasche. Ich habe Ihnen etwas in den Wein getan, als Sie vorhin das Zimmer verließen. Morphium und noch etwas anderes – ich kenne da einen netten alten Arzt, von dem ich Gift haben könnte, wenn ich es brauchte ...«

Das übrige hörte er kaum noch. Er umkrampfte den Tischrand, nahm seine ganze Willenskraft zusammen und versuchte, zur Tür zu gehen. Dann knickten seine Knie unter ihm ein, er brach zusammen und begrüßte den Boden als sanftes Ruhebett für süße Träume ...

Die junge Frau beobachtete ihn, bis er regungslos dalag, dann nahm sie ihm die goldene Schlüsselkette ab, wählte einen der Schüssel aus und ging zum Safe. Sie sperrte auf, und ihre Finger zitterten nicht.

Sie nahm die Briefe heraus und las die ersten Sätze. Ihr Blick blieb an ein paar bedeutsamen Worten haften.

›... habe das Gefühl, daß etwas Besonderes geschehen ist. Du wirst es mir sagen, Geliebte, nicht wahr? Ich bin immer für dich da ...‹

Lady Alice Farranay lächelte ein bißchen, warf Foto und Briefe ins Feuer und wartete bis sie zu Asche zerfallen waren. Auf dem Tisch lag noch ihr Bild. Wie war sie erschrocken, als sie es beim ersten Besuch in der Wohnung entdeckt hatte. Aber Cheynes Argwohn war nicht wachgeworden, weil er sie selbst als erste auf die Ähnlichkeit aufmerksam gemacht hatte. Auch dieses Bild verbrannte im Kaminfeuer.

Sie sperrte den Safe wieder ab, befestigte die Schlüssel-

kette an der Tasche des Bewußtlosen, nahm ihren Mantel, verließ das Haus und winkte ein Taxi herbei.

Mr. Cheyne befand sich in einer kleinen italienischen Stadt im Ruhestand, als er die Meldung in der Pariser Ausgabe einer englischen Zeitung las. Er wußte natürlich, daß der alte Duke und sein unmöglicher Sohn, Lord Farranay, in derselben Woche gestorben waren, aber diese Nachricht kam überraschend:

›Lady Alice Farranay brachte gestern einen Sohn zur Welt. Ganz Billshire freut sich darüber, daß es einen neuen Duke gibt. Lady Alice ist die Tochter des verstorbenen Generals Sir Gregory Stannart, stammt also aus einer berühmten Soldatenfamilie.‹

»Pff!« sagte Mr. Cheyne, der sich aus gutem Grund ›Mr. Burton Smith‹ nannte und seinen Schnurrbart abrasiert hatte. »Pff! Ein Baby ...! Ungeannter Klient! Darauf wäre ich nie gekommen!«

Der Fassadenkletterer

1

Der alte Tom Burkes trichterte seiner Tochter Elsa immer wieder ein: »Wo sich leicht etwas verdienen läßt, muß man zupacken. Auch ein kleiner Profit ist nicht zu verachten.«

Nach dem achten Whisky wurde der alte Tom immer recht gesprächig. Er saß dann vor dem Kaminfeuer im schäbigen Wohnzimmer zu Elscombe Crescent – Telefon Mayfair, Buslinie Bayswater – und gab weise Sprüche aller Art von sich.

»Millionäre heiraten eben nicht so schnell – vor allem, wenn sie sich schon einmal im Ehestand versucht haben. Dieser Poynting hat Geld und entstammt einer vornehmen Familie. Das ist immer ein Handikap. Wenn er dich glücklich machen will, indem er mir ein Direktorenamt aufdrängt – dann laß ihn doch.«

Als Colonel J. C. Poynting dann in einem Augenblick geistiger Verwirrung Elsa die Smaragdbrosche schenken wollte, nahm sie aus den oben erwähnten Gründen an. Sie unternahm zwar zuerst schwache Abwehrversuche ... Man dürfe, so murmelte sie, ein derartiges Geschenk selbst von einem so lieben Freund nicht annehmen, es sei denn ... es sei denn ...

Colonel Poynting verzichtete auf eine Ergänzung. Die Verliebtheit des alten Herrn kannte zwar kaum Grenzen, aber im Augenblick zog die Rücksicht auf seine Familie doch eine solche.

»Du mußt das Schmuckstück versichern lassen«, meinte Elsas weiser Vater. »Es ist mindestens seine dreitausend

Pfund wert.«

Vernünftigerweise befolgte Elsa seinen Rat – aber das sollte sich doch als nachteilig erweisen.

Zu allem Unglück bat Colonel Poynting Elsa voll Nervosität einige Wochen später, die Brosche zurückzugeben – seine Tochter habe sie zu sehen verlangt ... Er würde das Schmuckstück Elsa wieder bringen.

»Wenn's wahr ist«, meinte ihr Vater nicht ohne Zynismus.

In dieser Nacht wurde die Brosche gestohlen. Der oder die unbekannten Täter nahmen sie einfach von Elsas Frisiertisch. Per Eilbrief verständigte sie den Colonel, der persönlich in einem Taxi erschien und sich aufgeregt die Stirn wischte. Ein Detektiv begleitete ihn.

Und damit begann erst der Ärger. Der Detektiv stellte nämlich peinliche Fragen, Elsa begann herzzerreißend zu weinen, und der Colonel beruhigte sie nicht nur, er machte ihr auch einen Heiratsantrag. Im ganzen gesehen, wäre es besser gewesen, wenn er sich einfach mit dem Verlust der Smaragde abgefunden hätte.

Das Dumme war nämlich: bis zu dem Augenblick, da der Verlust der Brosche offenbar wurde, hatte Miss Dorothy Poynting in Elsa nicht mehr gesehen als eine ungefährliche Tanzpartnerin für Väter in fortgeschrittenen Jahren. Zunächst war ihr auch verborgen geblieben, daß das wertvolle Schmuckstück in den Besitz jener unternehmungslustigen Dame übergegangen war.

Die beiden Schockwellen rollten kurz hintereinander heran. Dorothy Poyntings Reaktion auf diese Ereignisse stand in völligem Widerspruch zu Colonel Poyntings Vorstellung vom Verhalten einer Tochter, wenn sich ein Vater dazu herabläßt – das war die einzige richtige Bezeichnung,

jedenfalls fand der Colonel keine andere –, herabläßt also, ihr mitzuteilen, daß er wieder heiraten will.

Er offenbarte sich ihr beim Abendessen, stotternd und hustend, halb aufgebracht, halb bittend.

»Sie ist noch recht jung, aber sie hat ein Herz voll Gold. Wenn du glaubst – äh – daß du ... ich meine ... anderswo glücklicher wärst, kannst du die Wohnung am Portland Place haben, und im übrigen gehört dir ja auch Sonning-stead ...«

Dorothy sah ihren Vater nachdenklich an. Er war noch immer ein gutaussehender Mann – schlank, elegant gekleidet, mit weißem Haar und gesunder Gesichtsfarbe. Etwas mehr Korpulenz wäre ihr lieber gewesen. Dicke Männer kommen sich nicht so unwiderstehlich vor.

Er war sehr eingebildet auf seine schlanke Taille, seine zierlichen Füße und schmalen Hände. Mit nervösen Fingern spielte er jetzt an der makellosen Nelke im Knopfloch.

»Elsa Burkes ist ein liebes Mädchen«, erklärte er trotzig. »Du magst sie vielleicht nicht. Ich habe kaum etwas anderes erwartet. Zweifellos darf ich es als großartiges Kompliment für mich ansehen, daß sie sozusagen bereit ist, mir ihre – äh – Jugend zu opfern ...«

»Das großartige Kompliment kann natürlich auch der Poynting Transportgesellschaft gelten«, meinte Dorothy sanft.

Er war wütend. Er sagte es ihr auch. Sie hätte es sonst gar nicht bemerkt.

»Ich bin wirklich sehr zornig! Nur weil ein Mädchen arm ist ... Ich bedauere es außerordentlich, daß ich mit dir über meine Pläne gesprochen habe ...«

Sie lächelte, zündete sich eine Zigarette an und stand

auf.

»Armer Paps«, sagte sie und wedelte mit der Hand den Rauch vom Gesicht, »hättest du mich auch eingeweih, wenn du nicht eine Erklärung dafür finden müßtest, wie der lieben Elsa eine große Smaragdbrosche abhanden kam – Mutters Brosche? Du hast dich eben irgendwie aus der Schlinge ziehen müssen –«

»Ich sehe keinen Grund –«, begann er mit sonorer Hef-tigkeit.

Sie winkte ab. »Es stand schließlich in allen Zeitungen. Als ich las, daß Elsa eine Smaragdbrosche verloren hatte, wurde ich sofort mißtrauisch. Die Fotos bestätigten meine Ahnungen. Du hast so viel Geld, Paps, daß du ihr einen ganzen Sack voll Smaragde kaufen könntest. Es war wirk-llich lieblos, ausgerechnet dieses Andenken an Mutter zu verschenken. So, nun weißt du's.« Sie stäubte Asche in das Kaminfeuer. »Übrigens finde ich Elsas Vorsicht, die Brosche sofort nach Empfang versichern zu lassen, äußerst bemerkenswert.«

»Du gehst zu weit«, sagte ihr Vater heiser.

»Zumindest bis zum Portland Place, wenn diese alberne Heirat wirklich stattfindet. Vielleicht ziehe ich auch in die Welt hinaus und unternehme etwas ganz Romantisches, indem ich mir zum Beispiel meinen Lebensunterhalt selbst verdiene.«

In diesem Augenblick betrat John Venner das Zimmer. Er war gleichzeitig mit Elsa eingetroffen.

Miss Burkes war groß und von fülligen Proportionen, rothaarig und blauäugig.

»Dieses Weib geht mir auf die Nerven«, sagte Dorothy bissig.

Sie unterhielt sich mit John Venner, der stets und überall

Nachsicht walten ließ. Nichts ärgerte eine Frau jedoch so sehr, wie unangebrachte Nachsicht. Und wo könnte sie weniger am Platz sein als in Verteidigung einer anderen Frau?

John diente in der Garde, ein netter junger Mann, der so viel Geld hatte, daß jede Ehe von vornherein zum Scheitern verurteilt schien.

»Ich glaube, Sie sind Elsa gegenüber ein bißchen unfair«, meinte er.

Mit Gewalt erinnerte sich Dorothy daran, daß sie eine Dame war.

Elsa hatte ähnliche Ansichten. Sie bat ihre zukünftige Stieftochter, sich mit ihr im Schlafzimmer einmal gründlich auszusprechen. Dorothy unterdrückte den Wunsch, als Treffpunkt die Besenkammer vorzuschlagen.

»Denn sieh mal, Liebste« – Elsa setzte sich aufs Bett und bewunderte ihre eigenen hübschen Beine –, »ich muß einfach erreichen, daß du mich verstehst! Ich weiß, du magst mich nicht, und ich habe zu Clarence gesagt –«

»Wer um Himmels willen ist denn Clarence?« erkundigte sich Dorothy bestürzt.

»Dein lieber Pappi«, säuselte Elsa.

»Du meine Güte!« rief Dorothy entsetzt. »Darauf war ich nie gekommen! Na schön, du hast also zu Clarence gesagt –«

Elsa schluckte etwas hinunter. »Ich habe zu deinem lieben Vater gesagt, er könne von dir nicht erwarten, daß du ... nun ja ...«

»Daß ich einen Freudentanz aufführte?« meinte Dorothy.

»Ich würde es nicht in dieser Weise ausdrücken«, protestierte Elsa. »Ich hoffe, daß wir beide gute Freunde werden. Willst du nicht einmal mit deinem Vater zu uns

zum Abendessen kommen? Er ist ja ein so lieber Mensch ...«

Und so fort.

Dorothy hörte zu und machte sich ihre eigenen Gedanken, als Elsa von dem furchtbaren Schock berichtete, den ihr das Verschwinden der Brosche versetzt habe. Die Leute von der Versicherung seien ja geradezu bezaubernd gewesen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Dorothy noch nicht die Absicht, Elsas Einladung Folge zu leisten. Zwei Tage später jedoch tauchte sie ohne Anmeldung in Elscombe Crescent auf. Elsa war nicht zu Hause, dafür aber ihr Vater.

»Aber gewisch«, murmelte Mr. Burke mit schwerer Zunge. »Führen Ssie ssie 'rein ... Wer ssoll das ssein?«

Beim Essen hatte er die zu erwartende Wohlhabenheit seiner Familie gebührend begossen. Irgendwie spürte er, daß jemand das Zimmer betreten hatte, aber seine Lider waren einfach zu schwer.

»Elsa, mein Mädel«, brummte er, »man muß immer zugreifen, wenn ssich eine Ge... Gelegenheit bietet.«

Er sagte noch andere Dinge, und Dorothy hörte regungslos zu, bis Mr. Burkes schnarchen begann.

2

Einbrecherbanden, die Wert auf Stil legen, halten ihre Zusammenkünfte nicht in dunklen Kellern mit verhängten Fenstern und Geheimgängen ab; sie besprechen ihre Angelegenheiten nicht hinter massiven Türen, die beiderseits bewacht werden; sie sitzen nicht an schmierigen Tischen, geladene Revolver und blitzende Messer neben sich, um

gegen Eindringlinge gewappnet zu sein.

Der alte Tom Burkes hatte in seinem ganzen Leben noch keine Pistole besessen, und die Anwendung von Messern, blitzend oder nicht blitzend, betrachtete er als unnatürlich. In seiner Jugend hatte er sich einmal dazu hinreißen lassen, den behelmten Schädel eines Polizisten mit einem Stück Bleirohr zu bearbeiten, aber darauf war er keineswegs stolz.

Als fragliche Räuberhöhle fungierte im Augenblick das respektable Restaurant ›Emilio‹ in der Nähe vom Strand, ein Lokal mit strahlenden Leuchtern, blinkendem Silber, funkeln dem Kristall und schneeweissen Tischtüchern; auf jedem Tisch quollen Blumen aus versilberten Füllhörnern, und hinter den roten Plüschbänken waren große, mit Landschaften und Figuren bemalte Spiegel angebracht, so daß eine Dame sich die Nase nur zu pudern vermochte, indem sie zwischen fetten Schwänen und schlanken Mina retts hin und her zuckte.

Der Speisezettel der Räuber verzeichnete ›Crème Duchesse‹, ›Sole aux bonnes Femmes‹ und ›Poulette Curry en Casserole‹. Tom ließ sich zum Abschluß schwarzen Kaffee bringen, Morgan, der jünger, also auch kühner war, genehmigte sich auf Kosten eines anderen ›Peach melba‹.

Tom holte aus den tiefsten Tiefen einen Seufzer herauf, stäubte die Asche seiner Zigarre in die Untertasse und kam wieder einmal auf ›Lou‹ zu sprechen.

»Das ist eine Frau!« sagte er.

In seiner Stimme schwangen Begeisterung und ehrfürchtiges Staunen mit. Tom war dick und glatzköpfig. Die Falten in seinem rötlichen Gesicht ließen sich nicht übersehen, ein trauriger Schimmer glomm in seinen ein wenig vortretenden blauen Augen auf. Morgan zeigte sich infolge seines geringen Alters vom Pech seiner Mitmenschen

weniger betroffen. Er war ein hagerer, dreißigjähriger Mann mit säuerlicher Miene und großen roten Händen.

»Wenn sie sich an ihre Freunde gehalten hätte«, meinte er, »an ihre wirklichen Freunde, dann säße sie jetzt hier und könnte mit uns essen.«

»Lunch«, murmelte Mr. Burkes. »Noch dazu im Carlton. Für Lou war das Beste gerade gut genug. Ah ja!«

Er seufzte wieder.

»Lou war gedankenlos«, fuhr er grüblerisch fort. »Sie hat sich zuviel zugetraut. Erst vor einem Monat sagte ich zu ihr: ›Lou, ich brauche dich für eine große Sache, also halt dich zur Verfügung – so um den Neujahrstag. Wir können eine Menge erben, und ohne dich geht es nicht.‹«

»Ich dachte –«, unterbrach ihn Morgan ungeduldig.

Tom interessiert sich nicht für Morgans Denkarbeit.

»Sie sagte, sie hätte eine Sache für Rinsey zu erledigen, und ich machte sie noch darauf aufmerksam, daß er sehr unvorsichtig arbeitet. Ich habe ihr Fünfzig als Vorschuß gegeben – das Geld ist beim Teufel, aber darum geht es mir gar nicht, Slip –, und ich strengte mich an, damit die Sache klappt.« Er nahm die Zigarette aus dem Mund und stöhnte. »Dieser Diener hat mir alles gegeben, was ich brauche, aber wo, zum Teufel, ist Lou?«

Slip beeilte sich, die gewünschte Information zu liefern.

»Sei kein Idiot«, knurrte Mr. Burkes verärgert. »Ich weiß doch selber, daß sie in Holloway sitzt. Sechs Monate sind nicht viel, und wahrscheinlich wird ihr ein Teil erlassen. Aber wo finde ich eine neue?«

Slip lächelte.

»Was ist denn so komisch?« fragte Tom gereizt.

»Ich habe sie schon«, erklärte Slip schlicht.

Tom nahm wieder die Zigarette aus dem Mund.

»Du hast sie?« meinte er skeptisch. »Maggie Swarty oder Gay Joyler oder sonst irgendeine von denen? Hält denn die auch nur ein einziger Mensch für Damen? Bei dir piept's ja!«

»Ich habe sie«, wiederholte Slip und fügte hinzu: »Eine Dame.«

Tom rümpfte die Nase. »Was du für eine Dame hältst, und was wirklich eine ist, möchte ich doch noch als zweierlei ansehen.«

Aber Slip war nicht beleidigt. »Sie ist wirklich eine Dame. Hübsch und jung, außerdem spielt sie Klavier«, verkündete er dramatisch. »Und sie macht überall mit, außer beim Zeitvertreib.«

»Bei was?«

»Zeitvertreib – Schmusen, Händchenhalten, na und so weiter«, erwiederte Mr. Morgan pikiert.

Tom starrte ihn argwöhnisch an.

»Ich hab's nicht versucht«, beeilte sich Slip zu erklären. »Einer von den anderen Mietern hat sie ins Kino eingeladen. Sie ließ ihn einfach abfahren!«

»Eine Dame!« murmelte Mr. Burkes und schloß gequält die Augen.

»Sie ist auch eine. Ich hab' mich mit dem Zimmermädchen angefreundet, das dort saubermacht, und was meinst du, habe ich gefunden?«

Tom schüttelte den Kopf. Slip suchte in seinen Taschen und holte eine Reihe von Papierfetzen hervor, die er kunstvoll zur einen Hälfte eines Briefbogens zusammenfügte.

Mr. Burkes kramte mühsam seinen Zwicker hervor, klemmte ihn auf die Nase, öffnete den Mund, wie das bei derartigen Gelegenheiten seine Gewohnheit war, und be-

gann zu lesen:

»Schicken Sie die Brosche zurück, dann unterbleiben weitere Maßnahmen ...«

»Auf gutem Briefpapier geschrieben«, meinte Mr. Burkes, der von solchen Dingen etwas verstand. »Von einer Frau – sie muß Dienstmädchen oder so etwas sein. Deshalb hast du sie für eine Dame gehalten.«

Slip gab sich noch nicht geschlagen. Er argumentierte mit großer Beredsamkeit, und schließlich ließ sich Tom überzeugen. Die Annäherung war sicherlich mit Schwierigkeiten verbunden, aber Slip, ein Mann voll Takt und Einfällen, glaubte alle Hindernisse spielend nehmen zu können.

Miss Mary Smith war nicht so ohne weiteres einzuspannen. Seit sie ein gewisses Schmuckstück von Elsa Burkes' Frisiertisch genommen hatte, lebte sie sehr zurückgezogen. Sie hatte ihre Anschrift so oft wie den Namen gewechselt, einmal sogar mit erstaunlicher Schnelligkeit, als Elsa sie aufgespürt und versprochen hatte, gegen Rückgabe der großen grünen Brosche alles vergessen zu wollen. Unglücklicherweise bot sie nicht das von Mary Verlangte.

Es konnte sehr peinlich werden, dachte Mary Smith, als sie auf ihrem Bett in einem Zimmer in Bloomsbury saß, wenn Elsa wirklich die Polizei verständigte; wie sollte Elsa andererseits aber gewisse Dinge erklären ...?

Es klopfte. »Ja?« rief Mary Smith herrisch.

Das Zimmermädchen trat ein.

»Ein Herr möchte Sie einen Moment sprechen.«

Sie überreichte eine Karte.

Mary las und blieb unbeeindruckt:

Mr. FEATHERLOW-MORGAN
Aufsichtsrat Neu-Amsterdam.

Mr. Morgans eigentlicher Beruf blieb im dunkeln, aber Mary zog es vor, darüber hinwegzusehen. Sie begab sich nach unten in den Gesellschaftsraum.

Mr. Morgan verstand etwas von Frauen. Langes Herumreden führte bei ihnen stets zu Mißerfolg. Er vertraute der direkten oder K.-o.-Methode.

»Guten Abend, Miss«, begrüßte er Mary respektvoll.

»Ich hätte Sie gerne ein paar Minuten gesprochen.«
Sie wartete.

»Ich mache nie Umschweife –« Slip konnte es sich nicht leisten, Zeit zu verlieren. »Haben Sie schon von Miss Burkes gehört? Ich wette, nein. Ich wette, Sie kennen sie gar nicht!«

»Sie haben Ihre Wette gewonnen«, erwiderte Mary Smith ruhig. »Das macht Spaß, wie?«

Eine solche Antwort hatte Mr. Morgan nicht erwartet. Glücklicherweise konnte er seine Verwirrung überspielen. Er kramte in einer Innentasche, zog ein rotes Lederetui heraus und öffnete es.

Zwischen Visitenkarten mancherlei Art steckte ein Zeitungsausschnitt, den er ergriff und mit dem er Mary Smith vor der Nase herumwedelte.

»Lesen Sie das!« befahl er. Mary nahm den Zettel und runzelte die Stirn. Sie begann vorzulesen:

»... zu jedem Anzug eine zweite Hose mit garantierter langer Haltbarkeit ...«

»Das ist doch die falsche Seite«, korrigierte Slip gereizt.
Sie drehte das Blatt herum.

›Die Polizei forscht nach einer Smaragdbrosche, die vermutlich von Fassadenkletterern vergangene Woche aus Miss Elsa Burkes' Schlafzimmer entwendet wurde. Das Schmuckstück wird wie folgt beschrieben ... Die Brosche hat einen Schätzwert von dreitausend Pfund, und die betroffene Versicherungsgesellschaft setzt für die Wiederbeschaffung eine Belohnung von zweihundert Pfund aus. Miss Burkes, die mit Colonel Poynting, dem bekannten Reeder, verlobt ist, erklärte, daß das Schmuckstück zwar versichert sei, aber einen unschätzbareren Erinnerungswert besitze.‹

Sie gab den Ausschnitt zurück.

»Die Sentimentalität ist der Ruin vornehmer Kreise«, meinte sie, und er lachte bewundernd, sah sich aber einem plötzlichen Hustenanfall ausgesetzt.

»Das nenn' ich eine vernünftige Anschauung. Kennen Sie übrigens Colonel Poynting?«

Sie zögerte etwas, nickte dann aber.

»Kenn Sie sein Haus in der Park Lane? Sind Sie schon einmal dort gewesen?«

»Ich kenne das Haus sehr gut«, erwiderte sie und sah ihn fragend an.

»Ich bin ein einfacher Mann –«, begann er. Auf ihr allzu bereitwilliges Nicken hin verlor er beinahe den Faden.
»Ich meine damit, daß es keinen Sinn hat, wie eine Katze um den heißen Brei herumzuschleichen.«

»Etwas Ähnliches sagten Sie schon.«

Slip Morgan nahm sich zusammen. »Sie sitzen in der

Patsche, und mir geht es genauso«, erklärte er fest. »Ich weiß alles über diese Smaragdbrosche. Sie tragen sie nur an –«

»Wir wollen nicht gewöhnlich werden«, meinte Mary Smith. »Gut, Sie wissen also Bescheid. Und?«

»Wenn Sie sich hundert Pfund für eine Stunde Arbeit verdienen wollen, sind Sie engagiert. Sie brauchen nicht mehr zu tun, als Colonel Poyntings Haus zu betreten. Eine Einladungskarte – gefälscht natürlich –, bekommen Sie von uns. Halten Sie sich eine Weile unter den vornehmen Leuten auf und geben Sie meinem Freund ein Zeichen, wenn er hereinkommen kann. Verstehen Sie mich?«

»Nein«, sagte sie kopfschüttelnd. »Bis jetzt ist mir nur klar, daß Sie mich in Colonel Poyntings Haus schmuggeln wollen, und da mache ich natürlich nicht mit. Erstens –«

Sie verstummte und schüttelte wieder den Kopf. »Nein, es geht nicht.«

Slip lächelte. »Ich will Ihnen etwas sagen«, meinte er vertraulich. »Sie fürchten, erkannt zu werden?« Als sie nickte, tätschelte er ihren Arm. »Es handelt sich um einen Kostümball –«, fuhr er fort.

»Oh!«

Offensichtlich wußte sie Bescheid. Er bemerkte, daß ihre Augen zu funkeln begannen.

»Natürlich, Masken! Wie amüsant!« Sie sah Slip interessiert an. »Ihr Freund sitzt in der Patsche, sagten Sie? Ist er vielleicht nicht ganz ehrlich?«

»Machen Sie keine Witze mit mir«, erwiderte Mr. Morgan barsch. »Unschuld ist ja recht und gut, aber alles zu seiner Zeit. Jetzt geht es nur darum: Wollen Sie die Sache übernehmen? Sie verdienen hundert Pfund – fünfzig auf der Stelle, und die andere Hälfte nachher.«

Sie kniff ihre Unterlippe mit Daumen und Zeigefinger zusammen und sah durch Slip Morgan hindurch.

»Kann man davon ausgehen, daß Ihr Freund ... nun -«

Sie wartete auf den korrekten Ausdruck, den Slip eilig lieferte.

»Er wird in Colonel Poyntings Haus ein Ding drehen.«

»Ich soll ihm also ein Zeichen geben – auf welche Weise?«

»Durchs Fenster«, erklärte Slip. »Die Sache ist denkbar einfach. Sie schlendern zum Fenster und putzen sich mit dem Taschentuch die Nase. Aber das dürfen Sie erst tun, wenn Colonel Poynting das originellste Kostüm prämiert, weil dann alle Leute unten im Saal versammelt sind. Haben Sie begriffen?«

Sie hatte. Und als ihr Interesse einmal wachgerufen war, zeigte sie sich beinahe begeistert. Sie vereinbarte für den betreffenden Abend ein Zusammentreffen mit Mr. Thompson – dieses Pseudonym hatte sich Tom Burkes vorübergehend zugelegt.

Es wurde beschlossen, daß sie als Pierrot oder Pierette erscheinen sollte.

»Originell ist das ja gerade nicht«, meinte sie.

»Spielt keine Rolle«, erwiderte Slip, »solange das Kostüm sauber ist.«

Bliebe noch zu erwähnen, daß sich in Mr. Poyntings Arbeitszimmer ein Tresor befand, in welchem stets eine beträchtliche Summe baren Geldes aufbewahrt wurde.

3

Die Park Lane ist keineswegs, wie sich manche Leute vorstellen, als Zentrum wilder, überschwenglicher Ausgelassenheit zu betrachten. Die Häuser dort werden vorwiegend von Leuten bewohnt, die so viel Geld haben, daß sie sich auch anderswo niederlassen. Jahrein, jahraus sind die Vorhänge vorgezogen, die Möbel unter Schonbezügen verborgen. Einige Personen von mehr vulgärer Art leben tatsächlich in ihren Häusern, aber gewöhnlich geben sie keine Parties. Colonel Poyntings Kostümball fiel daher so sehr aus dem Rahmen, daß die Polizei kaum anzugeben wußte, wo alle Autos geparkt werden sollten.

Der Colonel empfing seine Gäste oben auf der großen Treppe, und er war seelisch und auch körperlich mit der Toga eines römischen Senators angetan, wie er dem besorgten jungen Mann von der Garderobe erklärte, der es in puncto Symbolik nicht weiter als bis zu einem Abendanzug gebracht hatte. Seine Erläuterungen gab der Colonel hastig zwischen Begrüßungsformeln für seine Gäste.

»Ich weiß nicht, wohin sich Dorothy abgesetzt hat. Es ist mir auch gleichgültig«, sagte er fest. »Hast du den Brief gesehen, den sie geschrieben hat – oder vielmehr schreiben wollte? – Glücklicherweise kam ich in die Bibliothek, als sie ans Telefon gerufen wurde, und las die Epistel. – Es ist mir eine ganz besondere Ehre, Lady Carl ... Wie geht es Ihnen? – Meine Tochter hat kein Recht, meine Verlobte zu ersuchen, ja, ihr sogar zu befehlen, daß sie ihren Vater aufgeben müsse –«

»Er geht einem aber auch wirklich auf die Nerven«, erklärte der in einem Irrtum befangene Mr. Venner.

»Ich spreche von mir«, sagte der Colonel. »Ich meine Dorothys Vater – nicht den von Elsa ... Guten Abend! Freut mich sehr, Sie zu sehen ... Nein, Venner, ich lasse

es einfach nicht zu ... Guten Abend, Miss ... äh ...?«

Der Neuankömmling war eine maskierte Dame. Sie lächelte bezaubernd und winkte kurz, bevor sie im Trubel untertauchte.

»Sind diese Beine nicht herrlich?« meinte der Colonel. »Einfach überwältigend! Wie ich schon sagte, hat sie mein Haus verlassen, und allem Anschein nach quält sie die arme Elsa – das liebe Mädel plaudert zwar nichts aus, aber so etwas merkt man doch. Wenn ich Dorothy nur erwischen könnte ... Ah, da bist du ja, mein Liebling!«

Der Liebling machte ein recht besorgtes Gesicht, trotz der Tatsache, daß ihr Vater versichert hatte, sie brauche sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Soweit es in seinen Kräften stehe, wolle er bis nach der Trauung nüchtern bleiben. Aber darum ging es ihr gar nicht. Sie zog den alten Römer in eine Nische, als eine Gruppe von nicht geladenen Clowns und venezianischen Schönen erschien.

»Ja, Liebste« – der Colonel tätschelte ihre Hand –, »alles in Ordnung. Ich habe die Heiratserlaubnis heute von der bischöflichen Kanzlei bekommen. Schick dein Gepäck zum Viktoriabahnhof ... Simplonexpress – kennst du Italien eigentlich schon? Ein herrliches Land!«

Im Augenblick bedeutete Italien der guten Elsa herzlich wenig.

»Dorothy hat nicht ... geschrieben?« fragte sie atemlos.

Zu ihrer nervösen Erregtheit schien das Kostüm Ophelias gut zu passen.

»Du brauchst dir deinen schönen Kopf nicht zu zerbrechen, mein kleines Dummerchen«, sagte er. »Sie hat nicht geschrieben, und sie war auch nicht hier.«

In diesem Augenblick erschienen zahlreiche Teufel, Pierrots, Achte Heinriche und sonstige Masken an der

Treppe, um seine Dienste als Gastgeber in Anspruch zu nehmen.

Die maskierte junge Dame suchte nicht nach Bekannten, Es machte ihr Vergnügen, einen gewissen betrübten jungen Mann vor der Garderobe gleichfalls einsam umherwandern zu sehen. Sie tanzte mit einem Romeo, einem Lord Nelson und sah mit Betrübnis eine Ophelia in den Armen eines römischen Senators.

Colonel Poyntings Kostümball fand jedes Jahr statt; die Prämiierung der besten Maske war zu einem Ritus geworden. Um halb zwölf führten drei gute Bekannte des Colonels, die als Jury agierten, die sittsame Ophelia in die Mitte des Ballsaales.

»Liebe Freunde!«

Der Römer räusperte sich und zwirbelte seinen Schnurrbart, der seit den Tagen Augustus in Mode gekommen zu sein schien.

»Liebe Freunde, aus Anlaß unseres Festes, und da ich zugleich vor einem Wendepunkt meines Lebens stehen dürfte, verleihe ich mit ganz besonderem Vergnügen dieser Maske als ersten Preis eine Nachbildung jenes Schmuckstücks, das auf so unglückliche Weise verloren ging. Die Entscheidung wurde selbstverständlich von den unparteiischen Jurymitgliedern gefällt. – Diese Nachbildung –«

»Warum nicht das Original, Paps?«

Der Colonel zuckte zusammen und drehte sich um. Bewußte junge Dame hatte sich demaskiert.

»Dorothy!« stieß er hervor. »Das ist doch wirklich ...!«

Sie hielt etwas in die Höhe. Es war die Smaragdbrosche.

»Wenn der Versicherungsbetrag deiner Freundin ausbezahlt worden ist, gehört dies hier wohl der Versicherung«,

sagte sie.

»Wo ... hast du sie gefunden?« stotterte aufgeregt der Colonel.

Dorothy sah die Umstehenden der Reihe nach an, trat zu ihrem Vater und senkte die Stimme.

»Sie war überhaupt nicht verschwunden«, sagte sie so leise, daß nur der Colonel und die bleichgewordene Elsa sie hören konnte. »Ich habe sie in ihrem Schlafzimmer gefunden – zwischen Matratze und Kopfteil –, und Mr. Burkes war einfältig genug, mir mitzuteilen, wie sehr die Versicherungsentschädigung gelegen käme!«

»Das ist eine gemeine Lüge!« keuchte Elsa. »Du bist ja – du bist eine –«

Der Colonel winkte ab. Er gab sich würdevoll, wie es eine Toga und der dazugehörige Lorbeerkrantz erlaubten.

»Ich will kein Wort gegen Elsa hören«, sagte er streng.
»Wir werden morgen heiraten.«

Dorothy starrte ihn an.

»Aber Paps, du mußt doch erst Erkundigungen einziehen ... Warte bitte erst einmal ab ...«

Colonel Poynting lächelte. »Mein liebes Kind«, erklärte er vergnügt, »oben in meinem Tresor, wohlverwahrt in der Geldkassette, liegt ein hübsches, kleines Dokument, unterzeichnet von Seiner Lordschaft dem Bischof von London. Komm, Dorothy, sag Elsa, daß es dir leid tut.«

»In deiner Geldkassette?« wiederholte sie langsam.

Sie ging zum Fenster zurück, schob den Vorhang beiseite und winkte mit ihrem Taschentuch.

»Um Gottes willen!« stöhnte ihr Vater auf. Für einen Augenblick dachte er, sie wolle ihrem Leben ein Ende machen und winkte der Welt ein letztes Mal zu.

»Jetzt setzen wir uns alle und unterhalten uns ein biß-

chen«, sagte Dorothy und kam zu den anderen zurück.
»Johnny Venner, du kannst etwas für mich tun. Rufe alle Leute zusammen – die Dienerschaft, überhaupt alle.«

Der Colonel runzelte die Stirn.

»Du wirst doch keine Szene machen wollen ...?«

Dorothy lachte.

»Ich möchte auf die Gesundheit meines Freundes Tom trinken«, sagte sie geheimnisvoll.

In einer Nebenstraße der Park Lane wartete ein Taxi. Tom Burkes schlenderte gelassen darauf zu und stieg ein. Als der Wagen anfuhr, stellte Slip Morgan, der voll Nervosität im verdunkelten Innern gewartet hatte, eine Frage.

»Da ist sie«, sagte Tom und legte die schwere Geldkassette auf den Rücksitz. »Die Kleine arbeitet wirklich erstklassig, das muß ihr der Neid lassen. Man sollte sie nicht aus den Augen lassen.«

»Ich habe eben Glück bei Frauen«, meinte Slip selbstzufrieden.

Der Mann, der nie verlor

Der Mann im grauen Flanellanzug, der vor dem *Hotel de Paris* hin und her schlenderte, spürte, daß man ihn von einem der Balkone aus beobachtete. Er konnte beinahe hören, wie der junge, gutaussehende Engländer zu dem Mädchen sagte: »Das ist der berühmte Twyford – er hat ein System, mit dem er praktisch jede Woche die Bank sprengt!«

Es klang anerkennend.

Der Mann war zu müde, um sich die beiden Neuankömmlinge in Monte Carlo auch nur anzusehen. Er war vierzig Jahre alt, und sein Haar wurde an den Schläfen bereits grau. Sein Gesicht war schmal und glattrasiert; er hatte regelmäßige, weiße Zähne und blaue Augen, außerdem sehr gute Nerven.

»Das ist Aubrey Twyford«, wiederholte der junge Mann auf dem Balkon etwas neidisch. »Wenn ich nur halbsoviel Glück hätte wie er, wäre ich ein gemachter Mann!«

»Armer Bobby!« sagte das Mädchen.

»Wessen Glück?« fragte eine ältere Dame, die hinter den beiden auf den Balkon trat. Ihre Stimme klang unfreundlich.

»Guten Abend, Bobby«, sagte sie und bot ihm die Wangen zum Kuß. »Ich habe gehört, daß du eingetroffen bist. Von wem habt ihr gesprochen?«

Er deutete auf die Straße hinunter. Mrs. Brane beschattete die Augen mit der Hand und betrachtete den elegant gekleideten Mann.

»Das ist Aubrey Twyford – man nennt ihn den Mann, der nicht verlieren kann. In jeder Saison hält er sich von

Februar bis Mai in Monte Carlo auf; er verläßt das Spielkasino nur als Gewinner.«

»Ein großartiger Mann«, sagte Mrs. Brane trocken.

»Willst du vielleicht seinem Beispiel folgen?«

»Ich hatte einige Hoffnungen in dieser Beziehung, Tante, wenn ich die Wahrheit sagen soll«, meinte Bobby Gardner lachend.

Sie rümpfte die Nase. »Ich habe nichts übrig für Spieler. Er muß ein furchtbarer Mensch sein.« Sie warf wieder einen Blick auf die Person, von der die Rede war.

Twyford ging eben einem kleinen, dicklichen Mann entgegen, der gerade das *Hotel de Paris* verließ.

»Das ist Souchet, der Bankier aus Paris. Er hat zwar Millionen, aber ich möchte trotzdem nicht mit ihm tauschen. Seine Tochter ist in dieser Woche mit einem Chauffeur durchgebrannt, und das hat der alte Herr anscheinend noch nicht überwunden. Seine Verluste an den Spieltischen scheinen ihn weniger zu bewegen«, meinte Bobby.

Das Mädchen kehrte ins Zimmer zurück. Die alte Dame fragte: »Warum bist du nach Monte Carlo gekommen, Bobby?«

»Warum?« fragte er mit gespielter Überraschung. »Aber du weißt doch, daß ich jedes Jahr hierherkomme.«

»Aber warum bist du jetzt hier?« fragte sie.

Er schwieg.

»Die Geschichte wächst mir langsam zum Hals heraus, Bobby«, sagte sie leise. »Du hältst Madge zum Narren! Sie weiß nicht mehr aus noch ein. Warum bittest du sie denn nicht endlich um ihre Hand?«

»Mit vierhundert Pfund im Jahr?« fragte er bitter.

»Das hängt doch schließlich nicht vom Geld ab«, meinte sie verächtlich.

Er fuhr herum. »Hast du eine Ahnung! Madge hat sehr viel Geld, und ich bin vergleichsweise arm! Ich kann ihr erst einen Antrag machen, wenn wir einigermaßen gleichberechtigt sind.«

»Das ist doch pure Eitelkeit«, meinte seine Tante. »Aber so seid ihr Männer! Du hättest doch auch keine Bedenken, wenn sie kein Geld hätte und du reich wärst. Oder hieltest du es etwa für würdelos, wenn sie deinen Reichtum akzeptiert?«

»Das ist etwas anderes«, erwiderte er.

»Aber doch sicher nur vom Standpunkt eines Mannes aus«, wies sie ihn zurecht und ging ins Wohnzimmer.

Eine Viertelstunde später schlenderten die drei durch die große Halle in den *Cercle Privée*. Sie kamen an den Roulette-Tischen vorbei und blieben bei den Trente-et-Quarante-Spielern stehen.

»Das ist das einzige Spiel, auf das er sich einläßt«, murmelte Bobby. »Schau nur hin, wie er abräumt!«

Vor dem Mann im grauen Anzug türmten sich die Tau-sendfrancscheine, und während sie noch zusahen, fügte er ein Bündel von 24 000 Francs hinzu. Ihm gegenüber bemerkte Bobby das grimmige Gesicht Souchets.

»Wer ist Aubrey Twyford eigentlich?«

»Das ist eine ganz merkwürdige Geschichte«, erzählte Bobby und führte das Mädchen zu einem der Stühle an der Wand. »Früher war er Professor für Psychologie. Er spielte niemals, verlebte seine Ferien aber stets in Monte Carlo. Leute, die ihn vor zwanzig Jahren hier schon gesehen haben, sagen, daß er nicht einmal eine Fünffrancmünze riskierte, bis er sein System entdeckte!«

»Er hat wirklich ein System?« fragte das Mädchen.

Bobby nickte. »Das Casino hat längst versucht, hinter sein Geheimnis zu kommen. Seit Jahren wird er von Detektiven und Casino-Angestellten beobachtet. Seine Gewinne sind von den besten Systemexperten in ganz Europa untersucht worden, aber anscheinend verläßt er sich auf gar kein System. Soviel ich weiß, wird sogar von Zeit zu Zeit sein Gepäck durchsucht, weil man einfach herausfinden möchte, wie er es anstellt. Gefunden wurde nichts.«

»Eigenartig«, meinte das junge Mädchen.

»Das ist übrigens seine letzte Saison. Gestern hat er mir erzählt, daß er es aufgeben will.«

In diesem Augenblick kam Bewegung in die Spieler am Tisch. Souchet und Twyford standen auf und entfernten sich.

Der Mann, der nie verlor, steckte seinen Gewinn ein. Souchet sprach dabei auf ihn ein.

»Erzähl mir noch etwas von ihm«, sagte das Mädchen.
»Das interessiert mich sehr!«

»Vor etwa zwölf Jahren begann er zu spielen, und seitdem hat er nicht eine einzige Saison ausgesetzt. Die Casinoleitung erklärt, daß er seit dieser Zeit etwa sieben-hunderttausend Pfund gewonnen hat.«

Sie runzelte die Stirn.

»Woran denkst du?« fragte er.

»Mir ist eben etwas eingefallen«, meinte sie. Er ließ es auf sich beruhen.

Mr. Aubrey Twyford war ein großzügiger Mann. An seinem Tisch in einer Ecke des *Café de Paris* drängten sich stets die Gäste, und als Bobby und das Mädchen an diesem Abend das Lokal betraten, war es überfüllt.

»Noch etwas wollte ich dir erzählen«, meinte Bobby.

»Twyford ist zu den vom Pech verfolgten Leuten ausgesprochen großzügig. Ich habe selbst erlebt, daß er einen Mann verabschiedete, der seinen letzten Penny verloren hatte, und ihm einen Umschlag überreichte, der genau den verspielten Betrag enthielt. In Monte Carlo gibt es eben keine Geheimnisse«, sagte Bobby lächelnd, »und jeder Mann weiß, wer an den Spieltischen sein Glück gemacht hat! Voriges Jahr erschien eine Witwe, die binnen vier Tagen 3000 Pfund verlor. Sie hatte gehofft, mit dem Gewinn ihrem Sohn eine selbständige Existenz verschaffen zu können. Das war natürlich ein absurder Einfall, und Twyford sagte ihr das auch, als er ihr am ersten Tag vorgestellt wurde. Weißt du, was er schließlich getan hat? Als sie Monte Carlo verließ, nahm er ihr das Versprechen ab, nie mehr zu spielen, und schenkte ihr sechstausend Pfund!«

»Unglaublich«, staunte das Mädchen. »Wer ist der Mann neben ihm?«

»Der junge Stanton. Sein Vater hat eine gutgehende Firma in Manchester. Heute nachmittag hat sein Sohn 200 000 Francs gewonnen.«

Das Mädchen lachte. »Gibt es überhaupt Menschen in Monte Carlo, deren finanzielle Lage ein Geheimnis ist?«

»Keineswegs«, erwiderte Bobby vergnügt. »Ich möchte wetten, daß die Croupiers dein Einkommen aufs Pfund genau bestimmen können.«

Mr. Stanton hatte ein bißchen zuviel getrunken. »Heute will ich mich selbst übertreffen«, sagte er laut. »Ihr könnt zusehen, wie ich die Bank sprengel!«

Twyford nippte an seinem Glas. »Es bringt Unglück, wenn man davon spricht, daß man die Bank sprengen will«, warf er ein.

»Unglück?« meinte der andere. »Mein lieber Freund,

was hat das alles mit Glück zu tun? Man braucht nur einen klaren Kopf zu behalten –«

»Ich würde den Mund nicht so voll nehmen«, erklärte Aubrey gelassen. »Alle vierundzwanzig Stunden gibt es nur drei günstige Augenblicke. Ich habe mich mit dem Problem sehr eingehend beschäftigt. Wenn man im richtigen Moment einsteigt, kann man nicht verlieren. Zu jeder anderen Zeit aber gibt es keinen Gewinn.«

»Wollen Sie vielleicht damit sagen, daß Sie jeden Tag nur drei Minuten lang gewinnen?« spottete Stanton.

»Ich spreche nicht von mir«, korrigierte Twyford. »Ich arbeite nach System und brauche deshalb keinen Verlust einzukalkulieren.«

»Wenn Sie ein System haben, warum spielen Sie dann nicht die ganze Zeit?« erkundigte sich Stanton und leerte sein Sektglas. »Sie sehen ja tagelang nur zu!«

»Heute abend spiele ich«, erklärte Twyford gelassen, »und ich werde gewinnen. Ich riskiere Höchsteinsätze von zwölftausend Francs.«

»Eigentlich müßten wir uns nach unserem Freund richten«, mischte sich Souchet ein, »aber wie soll man das machen? Er setzt erst kurz bevor Karten ausgeteilt werden, und dann ist es praktisch zu spät!«

Twyford lächelte. »Auch das gehört zu meinem System«, verkündete er.

Das Mädchen sah Bobby an. »Führ mich auch ins Casino, wenn Mr. Twyford aufbricht«, sagte es. »Ich möchte ihm zusehen.«

»Ich besorge dir einen Stuhl neben ihm«, erwiderte der junge Mann. »Es gibt überall Stumme, die für einen kleinen Betrag ihren Platz aufgeben.«

»Stumme?« fragte die junge Dame verwirrt.

»Ich weiß nicht genau, ob man sie so nennt«, erwiderte er und erklärte, daß es im Spielsaal ein paar Stammbesucher gäbe, die darauf warteten, daß jemand sich entferne, ohne seine Chips mitzunehmen, was gelegentlich vorkam. Vom Croupier durfte man sich allerdings nicht erwischen lassen.

Einige Minuten später löste sich die Gesellschaft auf, und die beiden schlenderten über den Platz zum Spielcasino. Ohne Schwierigkeiten beschaffte Bobby dem Mädchen einen Platz in der Nähe Twyfords. Gegenüber saß mit gerötetem Gesicht Stanton.

Twyford legte ein dickes Bündel Banknoten auf den Tisch. Er setzte sofort zwölftausend Francs und verlor. Er mußte auch seinen zweiten Einsatz auf Schwarz abgeben. Wieder verließ er sich auf diese Farbe und gewann. Das Mädchen beobachtete ihn fasziniert. Er sprang von Schwarz auf Rot, von Rot auf Couleur, von Couleur auf Invers und gewann bei sechs Einsätzen fünfmal. Das Mädchen sah atemlos zu, wie der Bankhalter mit verblüffender Geschwindigkeit die Karten auf den Tisch legte ...

»Rouge Perd et Couleur.«

Fast ohne Unterbrechung schienen die Banknoten bei Twyford zu landen. Das Mädchen notierte die Reihenfolge der Farben auf einem kleinen Notizblock, den ihr Bobby besorgt hatte. Eine Methode ließ sich nicht entdecken. Jedermann am Tisch schien zu verlieren – bis auf Aubrey Twyford.

Mr. Stanton war längst blaß geworden. Er hatte nur noch wenige Scheine vor sich liegen. Von Sicherheit war bei ihm nichts mehr zu spüren. Er setzte stets einen großen Betrag auf eine bestimmte Farbe, überlegte es sich dann anders und nahm den größten Teil zurück, ehe die Karten

ausgeteilt wurden. Einmal setzte er das Maximum, zögernte, nahm es zurück und legte die fünfhundert Francs auf Rot. Rot gewann, und Stanton begann zu fluchen. Aubrey Twyford, der seinerseits den Höchstbetrag auf Rot gesetzt hatte, konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

Um elf Uhr schob Stanton seinen Stuhl zurück und ging zu Twyford hinüber.

»Man hat mich ausgenommen«, klagte er. »Ich habe dreihunderttausend Francs verloren. Bei Ihnen scheint es besser zu klappen?«

Twyford sah ihn amüsiert an. »Brauchen Sie Geld?«

»Nein, ich habe für heute genug«, brummte Stanton. »Ich versuche es morgen wieder.« Etwas unsicher schritt er zur Bar.

Twyford fing Bobbys Blick auf und nickte. »Trinken wir einen Orangensaft«, meinte er. »Ich muß meinen Reichtum doch irgendwie unter die Leute bringen.«

»Darf ich dir Mr. Twyford vorstellen?«

Das Mädchen reichte dem Spieler die Hand.

»Wie wär's mit Orangensaft, Miss Radley?« meinte er. »Er wird hier sehr gerne getrunken.«

»Das klingt ja sehr unschuldig«, sagte sie.

»Genau das, was wir brauchen.«

»Ich habe Ihr großartiges System beobachtet, Mr. Twyford.«

»Hoffentlich erzählen Sie den Leuten nicht, wie ich es anfange«, meinte er trocken. »Alle Leute beobachten mich. Ich fürchte nur, daß sie nachher genauso schlau sind wie zuvor, obwohl sich nicht begreifen läßt, warum keiner dahinterkommt!«

Sie ließen sich in den großen, bequemen Lehnsesseln nieder, und der Kellner brachte den geeisten Orangensaft in hohen Gläsern.

»Wenn ich hier meine Zelte abbreche, sollte ich eigentlich ein Buch über mein System schreiben«, meinte Twyford.

»Dann bin ich Ihre erste Leserin«, erklärte das Mädchen.
»Dann kann ich nach Monte Carlo fahren, um ein Vermögen zu gewinnen.«

Er schüttelte den Kopf und wurde plötzlich ernst. »Für mein System braucht man eiserne Nerven«, erklärte er.
»Ich gebe es ja auch nur auf, weil ich mir zu viele Gewissensbisse mache.«

Als Bobby zur Theke ging, um sich Zigaretten zu holen, beugte sich das Mädchen vor.

»Mr. Twyford, ich muß Sie etwas fragen. Verlassen Sie Monte Carlo wirklich für immer?«

Er nickte.

»Und Sie wollen Ihr System nie mehr anwenden?«

»Bestimmt nicht«, erwiderte er. »Darauf können Sie sich verlassen.«

»Nehmen wir einmal an, Mr. Twyford«, fuhr das Mädchen fort, »jemand böte Ihnen eine beträchtliche Summe für Ihr System, würden Sie es verkaufen?« Die junge Dame hob überraschend den Kopf und sah, daß er lächelte.

»Ich spreche nicht für mich«, sagte sie und wurde rot, »aber es gibt da jemanden, dem ich gerne etwas Glück gönnen würde.«

»Ich kann es nicht verkaufen«, entgegnete er kurz. »Es tut mir sehr leid, aber es geht nicht!«

Sie biß sich auf die Unterlippe. »Sie sagen aber niemandem etwas von unserer Unterredung?«

Er hob abwehrend die Hand und betrachtete den zurückkehrenden jungen Mann mit neu erwecktem Interesse.

In diesem Augenblick trat Miss Radleys Tante an den Tisch.

»Du solltest längst im Bett sein, Madge«, sagte sie.
»Bobby, warum seid ihr so unvernünftig?«

Das Mädchen stellte ihr Twyford vor.

»Haben Sie den beiden Ihr System erklärt, Mr. Twyford?« fragte sie lächelnd.

»Ich unterrichte ganz Monte Carlo«, meinte er lachend,
»und das Casino müßte eigentlich Eintrittsgeld verlangen
für alle die Leute, die mir zusehen!«

Nachdem die beiden Frauen gegangen waren, wandte sich Twyford Bobby zu.

»Mr. Gardner«, sagte er, »Sie spielen heute ja gar nicht.«

Bobby zuckte die Achseln. »Was hat das für einen Sinn?
Ich riskiere nur kleine Einsätze, und damit läßt sich nichts gewinnen. Ich habe nicht die richtigen Nerven für einen Spieler. Dabei hat es mich noch nie so sehr gedrängt, den letzten Penny zu riskieren, wie heute!«

Twyford nahm den Strohhalm zwischen die Zähne.

»Schlechte Nachrichten?« fragte er.

»Nein«, gab Bobby zurück. »Mir ist nur klargeworden,
was ich für ein nutzloser Esel bin!«

»Man hat manchmal solche Stunden«, meinte Twyford.

»Wissen Sie, was ich tun werde?« fragte Bobby plötzlich. »Morgen lass' ich es einmal darauf ankommen. Ich habe ein paar tausend Pfund, die ich mir für ein ganz bestimmtes Vorhaben gespart habe, und ich werde Tausendfrancs-Einsätze wagen!«

»Dann verlieren Sie«, sagte Twyford, ohne zu zögern.

»Jeder, der gewinnen muß, verliert.«

»Woher wissen Sie, daß ich gewinnen muß?« fragte der andere scharf.

»Aus Ihren Worten läßt sich heraushören, daß sie unbedingt viel Geld brauchen«, meinte Twyford, »und wenn man es darauf abgesehen hat, verliert man grundsätzlich.«

»Ohne Ausnahme?«

»In neunundneunzig von hundert Fällen«, sagte Twyford. »Während der ersten Jahre, die ich hier in Monte Carlo verbracht habe, konnte ich mir wirklich ein Bild machen.«

Bobby starnte ihn an. »Dann gehöre ich eben zu den Ausnahmen!« rief er und hastete davon, um noch einmal mit Miss Radley zu sprechen, bevor sie zu Bett ging.

Twyford sah ihm lächelnd nach, zuckte dann die Schultern und winkte dem Kellner.

Am nächsten Morgen kam Bobby ins Foyer des Hotels und fand Twyford beim Zeitunglesen.

»Ich habe auf Sie gewartet«, sagte der Spieler. »Glauben Sie, die Damen ließen sich dazu überreden, eine Autofahrt nach Grasse zu unternehmen?«

»Sehr freundlich von Ihnen«, erklärte Bobby dankbar.

Miss Radley war zunächst nicht begeistert. Sie hatte sich über die Ablehnung vom Vorabend geärgert, aber Mrs. Brane wollte nach Grasse, um dort Parfüm einzukaufen, also stimmte auch Madge zu.

Die Fahrt machte ihr mehr Vergnügen, als sie erwartet hatte. Man hatte ihr die Schönheiten der *Grand Cornich* oft genug beschrieben, aber sie fand ihre Erwartungen weit übertroffen.

Als sie auf dem Rückweg im *Gorge du Loup* Tee tranken, führte Aubrey Twyford sie beiseite.

»Ich habe über unser Gespräch von gestern abend nachgedacht«, sagte er. »Gehen wir spazieren?«

»Sie meinen das System?« fragte sie schnell.

Er nickte.

»Sie wollen es verkaufen?«

»Nein, ich schenke es Ihnen«, erwiderte er. »Ich habe mich entschlossen, Monte Carlo morgen zu verlassen. Alles, was Sie über mich gehört haben, ist wahr. Ich bin ein sehr reicher Mann und habe es nicht mehr nötig, zu spielen. Sie müssen mir aber zuerst versprechen, daß Sie mein Geheimnis nicht lüften, bis ich Monte Carlo verlassen habe.«

»Ich verspreche es«, sagte sie, »aber —«

»Es darf kein ›aber‹ geben«, unterbrach er sie. »Auch nicht zugunsten Mr. Gardners!«

Als ihr das Blut ins Gesicht schoß, lächelte er. Er hakte sich bei ihr unter, schlenderte den Spazierweg entlang und erklärte ihr sein System.

Anfangs vermochte sie es nicht zu fassen. Dann empfand sie Widerwillen. Je mehr er jedoch in seiner ruhigen, gelassenen Weise von seinen Erfahrungen in Monte Carlo berichtete, desto klarer wurde ihr, daß er davon sprach wie ein Arzt über seine Fälle, sachlich und überlegen. Sie reichte ihm plötzlich die Hand.

»Ich bin Ihnen wirklich unendlich dankbar, Mr. Twyford. Ich werde weder Bobby noch irgendeinem anderen Menschen davon erzählen!«

»Sie können sich heute abend selbst von allem überzeugen«, wiederholte er. – Sie neigte den Kopf.

Als er sie zu den beiden anderen zurückbrachte, sagte er plötzlich: »Miss Radley, Bobby Gardner ist ein sehr netter Junge. Ich beobachte ihn schon seit längerer Zeit.«

»Warum sagen Sie mir das, Mr. Twyford?« fragte sie.

»Es ist eigentlich ganz unnötig«, stimmte er zu. »Sie wissen es ja selbst am besten.«

Der Trente-et-Quarante-Tisch war umlagert, als Twyford seinen Platz einnahm. Bobby legte sein bescheidenes Vermögen vor sich auf den Tisch und nickte Twyford zu. Dann begann das Spiel. Bobby setzte tausend Francs und gewann. Er steigerte den Einsatz und gewann wieder.

Bei fünfzehn Spielen verlor er nur dreimal. Twyford erhob sich plötzlich, steckte den Rest seines Geldes ein und verließ den Spieltisch. Aus einiger Entfernung beobachtete er Bobby, der beinahe ständig gewann, bis ihm das Mädchen etwas ins Ohr flüsterte. Unverzüglich stand er auf, beide Hände voll Banknoten und Chips.

Twyford saß lächelnd auf einer Bank und winkte die beiden herbei, hatte aber nur Augen für das Mädchen.

»Setzen Sie sich hierher«, sagte er. »Ich möchte eine Frage stellen.« Er drohte Miss Radley mit dem Zeigefinger, und sie lachte. »Ich frage Sie nicht, ob Sie Bobby Gardner mein Geheimnis verraten haben«, meinte er.

»Das hatte ich erwartet«, erwiderte sie überrascht.

»Mich interessiert etwas anderes. Haben Sie sich inzwischen mit Bobby verlobt?«

Sie nickte.

»Das ist also die Erklärung«, sagte er.

Er stand auf und gab beiden die Hand. Dann verließ er den Spielsaal, für immer.

»Weißt du«, begann das Mädchen, »Mr. Twyford war ein großartiger Psychologe.«

»Willst du damit sagen, daß er dir sein System verraten hat, bevor er ging?« fragte Bobby ungläubig.

Sie nickte.

»Weißt du übrigens, daß er nahezu zweihunderttausend Francs verloren hat?«

Sie nickte wieder.

»Damit hatte ich gerechnet«, meinte sie, »aber ich glaube nicht, daß ihm das sehr viel ausmachen wird.«

»Worin bestand sein System?« fragte Bobby.

»Das wollte ich dir ja eben erklären«, sagte Miss Radley streng. »Er hat die Leute in Monte Carlo, also die Spieler, acht Jahre lang studiert, und er entdeckte, daß es Umstände gibt, unter denen ein Spieler nicht gewinnen kann. Wenn jemand Sorgen hat und ständig verliert, wenn er es sich nicht leisten kann zu verlieren; wenn er sich an den Tisch setzt, weil er einfach gewinnen muß, dann wußte Mr. Twyford, daß dieser Mensch sein ganzes Geld hierlassen würde. Er machte sich die Mühe, herauszufinden, wer von den Spielern Sorgen hatte, wer unbedingt Geld brauchte, wer mit den letzten Einsätzen spielte – und er setzte dagegen. Wenn diese Leute auf Rot setzten, spielte er Schwarz. Wenn sie Couleur spielten, setzte er auf Invers.«

»Du lieber Gott!« sagte Bobby verblüfft. »Aber ist das nicht unfair?«

»Das habe ich ihn auch gefragt«, sagte Miss Radley, »aber er konnte mich vom Gegenteil überzeugen. Schließlich hat er nicht anderen Leuten Pech gebracht, sondern sich vom Pech der anderen zu seinem Vorteil leiten lassen. Manchmal verspielte irgendein Pechvogel nur ein paar tausend Francs, während Mr. Twyford Hunderttausende gewann, indem er gegen ihn setzte. Sobald er jedoch erfuhr, daß der andere ohne Mittel dastand, ersetzte er die Verluste – er konnte es sich leisten. Er meinte, es sei das einzige System der Welt, und ich glaube ihm.«

»Aber warum hat er dann jetzt verloren?« fragte Bobby.
Miss Radley lächelte. »Das lag wohl daran, daß er gegen
jemanden spielte, der wirklich ungewöhnlich glücklich
sein mußte«, sagte sie. »Hast du nicht gehört, wie er mich
fragte, ob wir uns verlobt hätten?«

Ehemann gesucht

Die d'Ortons schienen noch aus dem Mittelalter zu stammen, daran gab es keinen Zweifel. Charles, der älteste Bruder, früher einmal Arzt, hatte sich zweimal vor Gericht verantworten müssen – einmal, weil er einen jugendlichen Obstdieb unbarmherzig verprügelt hatte, und das zweit einmal wegen Mißhandlung eines Dienstboten, der sich erlaubt hatte, andere politische Meinungen zu vertreten als sein Herr. Hubert, seines Zeichens Pastor, lag in dauerndem Streit mit seinem Bischof; überdies hatte er durch die Art, wie er seine Schäfchen behandelte, mehrmals unliebsames Aufsehen erregt. Leslie, der jüngste Bruder, trieb seine mittelalterliche Einstellung sogar so weit, daß die ergrimmten Bewohner des Dorfes Badleigh-on-the-Moor ihn in effigie verbrannten.

Zweifellos waren die d'Ortons Männer, die der modernen Zeit mit Mißtrauen begegneten, obgleich sie ihre Annehmlichkeiten zu schätzen wußten. Elektrisches Licht, Autos, Luxusappartements in der Park Lane – alle Vorteile, die sich durch das Betätigen von Knöpfen und Schaltern erreichen ließen, wurden geduldet. Die drei Brüder haßten die ordinären Reichen und verachteten die noch gewöhnlicheren Armen. Charles, weißhaarig und rotgesichtig, hielt sich nur französisches Dienstpersonal in seinem feudalen Landsitz nahe Saffron Walden; Pastor Hubert war der einzige Geistliche Englands, den man nie ohne seinen Diener ausgehen sah.

Es war das Unglück der d'Ortons, daß Jeanne Alice d'Orton der mittelalterliche Geist völlig mangelte. Um ehrlich zu sein, sie war nur die Halbschwester des Trios, hervorgegangen aus einer unklugen Heirat ihres Vaters mit einer gewissen Mary Jane Potter, die sich keineswegs

auf eine adlige Ahnenreihe zu berufen vermochte. Sie brachte kein stolzes Wappen in die Familie, keine heraldischen Schnörkel; nicht mehr als sechshunderttausend Goldsovereigns, die ihrer Tochter vermacht waren. Miss Potter stammte aus einer Töpferfamilie.

»Ich bin eben ein ganz einfacher Mensch«, hatte Jeanne einmal zu Charles gesagt, als er sie wegen irgendeines Jugendstreiches tadelte. »Mir fehlt der Schuß königlichen Blutes. Mein Gewissen schläft völlig ruhig, wenn ich mit Künstlern ausgehe oder mit Schauspielern tanze.«

Sie war ein schlankes, großes, hübsches Mädchen mit blondem Haar, und sie hatte die Augen ihrer Mutter – dunkel, groß und durchdringend.

Die Wirkung dieser Augen auf einen ganz bestimmten jungen Mann machte es erforderlich, daß sich die drei Brüder an einem trüben Novembermorgen zum Frühstück in Leslie d'Ortons Wohnung trafen. Es ging nicht um eine Mahlzeit: mittelalterliche Ritter tagten. Auf dem Tisch lag eine aufgeschlagene Morgenzeitung.

»Sehr deprimierend«, meinte Charles und befingerte seinen kurzen, weißen Schnurrbart. »Ausgesprochen unangenehm.«

»Aber das waren doch Treuhänder eines gemeinnützigen Unternehmens«, wiederholte Pastor Hubert. »Ich glaube nicht, daß solche Leute in dieselbe Kategorie gehören, Leslie? Machen wir uns da nicht zu große Sorgen?«

Der schmalgesichtige junge Mann mit den tiefliegenden Augen schüttelte den Kopf.

»Mein Lieber, ich bin Rechtsanwalt, zumindest hält man mich für einen. Warum wollen wir uns etwas vormachen?«

Hubert nahm wieder die Zeitung zur Hand. Die Überschrift, für die er sich interessierte, lautete: ›Sieben Jahre

Gefängnis für Vermögensverwalter. Das Wort ›betrügerischen‹ unterschlug er.

»Die Verantwortung für die ganze Angelegenheit liegt bei dieser unmöglichen Potter«, sagte er ernsthaft. »Es war eine Gemeinheit, das Geld treuhänderisch ... sozusagen ... Wir haben doch schließlich unser Bestes getan.«

»Ich möchte den Kernpunkt einmal ganz deutlich und vielleicht auch ein wenig brutal kennzeichnen«, sagte Leslie und schob seinen Stuhl zurück. »Wir drei haben treuhänderisch ein Vermögen von etwa 630 000 Pfund zu verwalten. Die Art, wie wir dieses Amt ausgeübt haben, würde kein Gericht der Welt als richtig anerkennen. Wenn Jean den richtigen Mann heiratet – das heißt, wenn wir ihn für sie auswählen könnten, brauchten wir uns keine Sorgen zu machen. Aber Jean –!«

Sie schwiegen; denn über Jeans unmögliche Art herrschte Einmütigkeit.

»Glaubst du denn, daß diese Affäre mit Mortiboy ernstzunehmen ist?« fragte Hubert.

»Mortimer«, korrigierte ihn Leslie. »Ja, gewiß. Wenn er zur üblichen Sorte gehören würde, wäre alles ganz einfach. Mortimer hat aber Cambridge besucht und ist von ungewöhnlicher Intelligenz.«

»Unglaublich!« ereiferte sich Hubert. »Ich habe erst letzten Sonntag gepredigt ...«

»Wir brauchen jetzt etwas anderes als Predigten«, unterbrach ihn Charles gereizt. »Wenn Jean sich entschließt, mit diesem jungen Mann davonzulaufen, sitzen wir in der Patsche. Was für ein Mensch ist er eigentlich?«

Sie sahen beide Leslie an, aber der schüttelte den Kopf.

»Ich habe ihn noch nie gesehen. Jean wollte ihn zum Essen mitbringen, aber ich lehnte natürlich ab. Ich weiß nur,

daß er schöne Augen und einen edlen Charakter haben soll. Im übrigen spielt er angeblich hervorragend Golf.«

»Pff!« machte Charles. »Und sein Beruf?«

Leslie sah ihn bedeutsam an. »Er ist Rechtsanwalt«, sagte er, »und das macht alles nur um so schlimmer.«

Wieder schwieg man lange Zeit.

»Wieviel ist von Jeans Geld noch übrig?« erkundigte sich Hubert.

Charles hustete. Er war das Finanzgenie der Familie.

»Mehr als die Hälfte«, sagte er laut, »und ich bin absolut sicher, daß man bei Gericht unserer Versicherung Glauben schenken würde –«

»Ausgeschlossen!« sagte Leslie sofort. »Darauf brauchen wir uns gar keine Illusionen zu machen. Hunderttausend Pfund für eine Schatzsucherexpedition nach der Kokosinsel nimmt uns kein Richter ab.«

»Aber Tiggerly ist ein ehrlicher Mann«, meinte Hubert.

»Ein bißchen gewöhnlich vielleicht –«

»Und ein bißchen verrückt«, ergänzte Leslie. »Er kommt heute abend übrigens zu mir. Er meint, er wisse jetzt, wo der Fehler liege ... Wenn wir noch einmal eine Expedition ausrüsten ...«

Es war charakteristisch für die d'Ortons, daß solche Vorschläge nicht mit Hohn und Spott begrüßt, sondern allenfalls mit Bedauern betrachtet wurden.

»Wie weit ist die Sache schon gediehen?« fragte Charles interessiert.

»Die Affäre Mortimer?« Leslie biß sich auf die Unterlippe. »Ziemlich weit, stelle ich mir vor. Er bat mich schriftlich um ein Gespräch unter vier Augen. Es wird also ernst. Wir haben ... Wieviel ist übriggeblieben?«

»Nahezu dreihunderttausend«, sagte Charles. »Wirklich genug für jedes junge Mädchen.«

»Drei also – nahezu«, sinnierte Leslie. »Wenn wir eine Heirat mit irgendeinem Mann, nur nicht mit diesem dahergelaufenen Abenteurer arrangieren könnten ...«

In diesem Augenblick besprach Jean Alice d'Orton im Green Park ihre Hochzeit mit einem jungen Mann, der keineswegs wie ein dahergelaufener Abenteurer aussah.

»Wie kann ich denn jetzt endlich mit deinen Brüdern zusammentreffen, Liebling?« fragte er gerade.

Sie lächelte schwach. »Es wird einen furchtbaren Streit geben, Jack. Sie wollen dich nicht sehen! Du weißt gar nicht, wie ich mich angestrengt habe, dir eine Audienz zu verschaffen.«

»Was ist eigentlich los?« wollte er wissen. »Sie können gegen mich persönlich gar nichts einwenden, weil sie mich gar nicht kennen. Ich habe selbst Vermögen, also kann man mir auch nicht unterstellen, daß ich es auf dein Geld abgesehen hätte. Und wenn sie sich der Mühe unterzögen, meine Ahnenreihe zu erforschen –«

Sie schüttelte den Kopf. »Lieber, sie machen mir manchmal wirklich Angst. Sie benehmen sich, als lebten wir noch im Mittelalter.« Sie wandte sich ihm plötzlich zu.

»Du hast sicher von den alten Edelleuten gehört, die ihre Töchter jahrelang in einen Turm sperrten, um die Mitgift verprassen zu können? Genau so sind meine Brüder, Jack. Lach nicht – ich meine es ernst. Glücklicherweise verfügen sie weder über Türme noch über Verliese, aber an ihrer Einstellung ändert das nichts.«

»Ich verstehne immer noch nicht«, meinte er. »Was können sie einwenden? Sie werden doch sicher nicht verlangen wollen, daß du immer ledig bleibst? Und ist denn deine Mitgift wirklich so groß?«

Sie wich dieser Frage aus. »Hast du Leslie geschrieben, wie wir es ausgemacht hatten?«

Er nickte. »Ein von seiner Sekretärin unterschriebener Brief teilt mir mit, daß ich ihn in Zukunft nicht mehr belästigen soll. Am liebsten wäre ich hingegangen, um ihn zu ohrfeigen.«

»Hättest du es nur getan«, meinte sie bedrückt.

Nach einer Weile setzte sie hinzu: »Es hat etwas mit der Mitgift zu tun. Ich weiß nicht genau, wie –«

»Sind sie als Vermögensverwalter für dich eingesetzt?« fragte er plötzlich.

Sie nickte.

»Wann geht die Kontrolle auf dich über?«

»Sobald ich Fünfundzwanzig bin oder bei meiner Heirat«, erwiederte sie. Er pfiff durch die Zähne.

»Aha!«

Jack Mortimer wußte mehr über die aristokratischen d'Ortons, als sie vermuteten.

»Komische Burschen!« sagte er schließlich. »Sind sie etwa auch Vormund? Können sie deine Heirat verhindern?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Worüber machen wir uns dann eigentlich Sorgen?« meinte er fröhlich.

Eine halbe Stunde später war sie auf dem Weg zu ihrem Zimmer, als Leslie sie in seinen Arbeitsraum bat. Sie teilte sich die Wohnung mit ihrem Halbbruder, hatte seine Räume in den letzten Jahren aber kaum öfter als dreimal betreten.

»Charles ist nach Devonshire zurückgefahren«; begann er, »und er macht sich große Sorgen um dich – um deine

Gesundheit, meine ich. Er möchte wissen, ob du nicht ein paar Wochen bei ihm auf dem Land verbringen willst.«

Sie sah ihn überrascht an. »Warum denn das?« fragte sie. »Ich kann sowieso auf keinen Fall.« Es erforderte ein wenig Mut, aber sie raffte sich schließlich zu dem Geständnis auf: »Leslie, ich werde heiraten.«

Er fuhr sich mit leicht zitternder Hand durchs Haar.

»Tatsächlich? Das ist aber mal eine Neuigkeit. Du weißt doch hoffentlich, daß du nicht ohne Genehmigung deiner Vormünder heiraten darfst?«

»Ich habe keinen Vormund«, erwiderte sie brusk.

Er verzichtete darauf, sich in eine Diskussion einzulassen.

»Wann soll denn das Ereignis stattfinden?« fragte er statt dessen.

Ein Datum war zwischen ihr und Jack noch nicht festgelegt worden.

Sie überlegte aber nur kurz.

»In vierzehn Tagen«, sagte sie. »Kurz vor Weihnachten. Mr. Mortimer und ich fahren in die Schweiz.«

Er kratzte sich am Kinn, ohne den Blick von ihr abzuwenden.

»Das kommt sehr – unerwartet«, meinte er. »Ich bin nicht so sicher, daß Charles einverstanden sein wird.«

Charles war als ältester Bruder nominell Chef der Familie.

»Noch etwas, Leslie«, sagte sie hastig. »Jack – Mr. Mortimer meinte, er würde nach der Rückkehr von den Flitterwochen ... die geschäftlichen Angelegenheiten mit euch besprechen ... Ich meine – wegen meines Vermögens. Ich habe ihm erzählt, daß ich bei der Verehelichung selbst über mein Geld verfügen kann.«

»Das hat ihn sicherlich sehr interessiert«, bemerkte Leslie trocken. Daß er damit einen taktischen Fehler beging, erkannte er nicht.

»Jack Mortimer hat Geld genug«, erwiderte sie kalt.

»Wenn ihr mit ihm nicht sprechen wollt, dann können seine Anwälte ...«

»Bitte sehr, es gibt keinen Grund, warum er nicht mit uns darüber sprechen könnte«, sagte Leslie abrupt und komplimentierte sie hinaus.

Er erreichte seinen älteren Bruder telefonisch, bevor dieser sein Hotel verließ und aufs Land fuhr. Hubert hielt sich noch länger in London auf. Am Nachmittag kam es zu einer Besprechung, nach deren Beendigung Leslie Lincoln's Inn Fields aufsuchte und dort mit einem Schulfreund sprach, der ebenfalls als Anwalt arbeitete. Der Jurist machte ein langes Gesicht, nachdem er Leslie angehört hatte.

»Das ist doch nicht dein Ernst, oder?« fragte er. »Wenn das alles stimmt, möchte ich nicht in deiner Haut stecken.«

»Wir haben das Geld nach unseren besten Kenntnissen angelegt –«, begann Leslie, aber der Anwalt unterbrach ihn.

»Wie du selbst zugibst, hast du ungeheure Summen für deinen persönlichen Komfort ausgegeben. Ganz deutlich ausgedrückt: seit sechs Jahren lebst du vom Kapital deiner Schwester. Wenn jemals eine gerichtliche Überprüfung stattfindet, kann dich nichts vor dem Gefängnis retten.«

Leslie d'Orton wurde bleich. »Das ist dein voller Ernst?«

Der Anwalt nickte. »Natürlich gilt für deine Brüder das selbe. Du sitzt ganz schön in der Tinte, mein Freund. Das einzige, was ich dir empfehlen kann, ist, deine Schwester zu überreden, daß sie ihre Heirat aufschiebt. Damit ge-

winnst du eine Galgenfrist.«

Die drei Brüder trafen sich in Charles' Haus in Paddington und kamen schnell zu einer Lösung.

»Jean darf nicht heiraten«, sagte Pastor Hubert, »oder wenn sie heiratet, dann nur einen Mann unserer Wahl.«

Man besprach sich mehrere Stunden, und als Leslie schließlich aufstand und sich streckte, machte er eine Bemerkung, der ein gewisser Wahrheitsgehalt nicht abzusprechen war.

»Wie die Sache auch läuft, wir müssen miteinander schwimmen oder untergehen.«

Leslie kehrte in seine Wohnung zurück, wo ihn ein stämmiger grauhaariger Schiffskapitän erwartete. Captain Tiggerly war kein anständiger Mann, selbst wenn man die großzügigsten Maßstäbe der rauen Seefahrt anlegte. Seine erste Expedition hatte unter der Unzufriedenheit seiner Mannschaft gelitten, worauf er ganz auf sich gestellt Ordnung schaffte, nicht ohne dabei einer Anklage wegen Totschlags nur mit Mühe zu entrinnen.

Seine Bereitschaft, eine zweite Expedition zu unternehmen, hatte jedoch in keiner Weise nachgelassen.

»Der alte Kasten ist wieder im Schuß, Mylord« – mit diesem Titel pflegte er sich für die ihm erwiesenen Wohlthaten zu bedanken –, »und ich könnte binnen einer Woche alle erforderlichen Vorräte verladen ...«

»Finden Sie denn überhaupt eine Mannschaft?« fragte Leslie.

Tiggerly grinste. »Nichts leichter als das«, erwiderte er. »Ich habe schon so eine Art Mannschaft beisammen – ich mußte Zement aufnehmen –«

»Wo liegt das Schiff?«

»Im Pool«, erwiderte der Kapitän schnell. »Sie können

hinkommen und es sich ansehen, wenn Sie wollen.«

Leslie verließ das Zimmer und sprach mit dem Dienstmädchen.

»Nein, Sir«, erklärte es. »Miss d'Orton ist zum Essen ausgegangen. Ein Herr hat sie abgeholt. Er wollte Sie übrigens sprechen.«

Leslie nickte und begab sich wieder ins Arbeitszimmer, wo er sich an den Schreibtisch setzte und Tiggerly anstarrte.

»Es gibt da einen Mann namens Mortimer«, begann er. »Man findet ihn häufig in einem Jugendklub in Wapping ...«

Nahezu einen Monat später ereigneten sich in der Nähe von Dartmoor merkwürdige Dinge. Am Morgen des 23. Dezember hörten die Einwohner der Dörfer in dem näheren Umkreis von Princetown einen Böllerschuß. Der dumpfe, unheimliche Knall konnte nur eines bedeuten. Die Farmer riefen ihre Leute zusammen und wiesen sie an, alle Scheunen abzusperren und sämtliche Fenster gut zu verschließen. Einige Zeit später rollten Autos mit Polizisten und Zuchthausbeamten durch den Nebel, der über dem Moor lag, und man erfuhr von der Flucht eines Sträflings, der wegen Mordes eine lebenslängliche Zuchthausstrafe zu verbüßen hatte. Aus dem Nebel wurde Regen, und vom Kanal her kam ein Sturm auf.

Die folgende Nacht sah einen Mann, der sich nur im Schutz der Dunkelheit vorwärts wagte, auf dem Weg nach Exeter. Er erreichte einen Hügel und ließ sich auf einem Felsblock nieder, um zu verschnaufen. Er war in ausgezeichneter Verfassung, hatte aber an diesem Tag noch nichts gegessen, dafür jedoch seit Sonnenuntergang sechzehn Meilen in einer Gegend zurückgelegt, die

vorwiegend unbekannt für ihn war. Inzwischen war es längst dunkel geworden; er befand sich auf einem schmalen, steinigen Weg. Der Mann hatte keinen trockenen Faden am Leib; seit ihm die Flucht geglückt war, hatte es nicht zu regnen aufgehört.

Der Himmel schien sämtliche Schleusen geöffnet zu haben. Die linke Ferse des Flüchtlings war mit Blasen bedeckt, er hatte sich beide Hände an Dornen aufgerissen, und die kleinen Kratzer verursachten mehr Schmerzen, als man ihnen zugetraut hätte. Aber es gab auch angenehme Dinge: den würzigen Geruch des Rauchs aus dem Kamin eines Bauernhofs, das Lachen eines Kindes, ins Freie dringend, bevor die Mutter das Fenster schloß, die fernen Lichter eines winzigen Dorfes im Moor.

Er sehnte sich nach einer Zigarre – sogar mit einer Zigarette oder einer Pfeife wäre er zufrieden gewesen. Aber Wünsche sind schweres Gepäck. Der Mann erhob sich steif und schritt auf der anderen Seite den steilen Abhang hinunter.

Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß hier Gefahr lauerte, daß man ihn beobachtete. Einmal glaubte er Hufschlag zu hören ...

Der Hügel fiel scharf nach rechts ab, und der Mann mußte bei jedem Schritt achtgeben. Er sah und hörte nichts als den Regen. Weit oben im Norden nahmen die tiefhängenden Wolken einen rötlichen Schimmer an. Eine große Stadt, dachte er – Exeter. Oder vielleicht ... Nein, es mußte Exeter sein. Aber war das nun Norden oder Osten? Der Wind verhalf ihm zur Lösung. Diese Stürme drehten sich stets vom Atlantik herein – Südwest. Das Glühen am Himmel zeigte sich links vorne, während der Wind von hinten herankam. Also Norden.

Er hastete den Pfad hinunter, bis sich plötzlich der Bo-

den unter seinen Füßen glättete. Eine befestigte Straße. Er tastete sich langsam nach links. Ein Drahtzaun mit Betonpfosten. Und ein nicht sehr tiefer Graben. Eine Farm vielleicht – und ganz unerwartet tauchten Lichter aus dem Dunkel. Er schien hinter einer Böschung hervorgetreten zu sein. Ein großes Haus. Er sah viele Fenster im Widerschein des Lichts schimmern. Der Mann, den man Tom Burt nannte, blieb stehen, um zu überlegen. Er entschied sich fürs Weitergehen. Nach etwa zehn Schritten ...

»Hände hoch!« rief eine heisere Stimme. »Keine Bewegung, sonst wird geschossen ... Joe!«

Da die Stimme etwas leiser wurde, schien der Unbekannte den Namen über die Schulter gesprochen zu haben.

Mr. Burt war überrascht, daß ihn der Unsichtbare sehen konnte.

»Joe ... Verdammt noch mal!«

Schlurfende Schritte und eine hohe Stimme.

»Siehst du ihn?«

»Ja, Sir.«

»Schieß ihn nieder, wenn er nicht tut, was ich ihm befiehle. Los, Mister – geradeaus.«

Burt gehorchte. Dann begriff er endlich.

Sein Gegner stand bis zu den Hüften in einem Graben, und Burts Silhouette hatte sich gegen den düsteren Himmel abgezeichnet.

»Los, los – bis zum Haus. Ich gehe hinterher. Laß ihn nicht aus den Augen, Joe.«

»Nein, Sir«, sagte der unsichtbare Bursche. Tom Burt amüsierte sich trotz der peinlichen Lage, aber er machte sich auch seine Gedanken. Das Haus war groß, und drei Fenster zeigten sich hell erleuchtet. Den Eingang zierte ein

Säulen-Portal, und zwei dort angebrachte Lampen warfen ihr Licht auf den Kiesweg.

Die Tür stand offen. Er konnte eine große, getäfelte Eingangshalle erkennen; im offenen Kamin brannte ein Feuer. Von den Wänden starrten die präparierten Schädel von einem Dutzend Füchse. Er sah ein Gestell mit Reitgerten und hinter der Glasscheibe eines Schrankes eine Reihe von Gewehren.

»Stehenbleiben und umdrehen!« sagte die Stimme. »Joe, mach die Tür zu!«

Burt drehte sich um.

Er hatte schon vermutet, daß sein Gegner alt war, erlebte also in dieser Hinsicht keine Überraschung. Der weiße Bart und der kahle Schädel waren mit Regentropfen bedeckt. Dunkle, drohende Augen blitzten unter buschigen weißen Brauen hervor. Die Gestalt war unter einem dunklen Regenmantel verborgen. Der langläufige Armeerevolver zitterte nicht wie das Gewehr in den Händen des jungen Burschen, dessen Zähne klapperten. Er schloß die Tür.

»Warten Sie hier. Der Junge wird Sie niederschießen, wenn Sie sich rühren!«

Der alte Mann schlurfte an Burt vorbei. Eine Tür ging auf, fiel wieder ins Schloß, Burt stellte fest, daß er genau in einen Spiegel sah, wenn er den Kopf drehte.

Ein schöner Anblick! dachte er. Der nasse Mantel flatterte um seine Beine, der Rand seines Hutes hing traurig nach unten. Das Gesicht war durch lange Bartstoppeln entstellt.

»Fröhliche Weihnachten!« sagte er laut und verbeugte sich vor seinem Spiegelbild.

Der Junge atmete schneller. »Rühren Sie sich lieber

nicht, Mister!« warnte er.

Burt grinste vor sich hin. »Reg dich nur nicht auf, mein Junge!« sagte er freundlich.

Hinter Burt öffnete sich eine Tür. – »Kommen Sie rein!«

Mr. Burt drehte sich um und ging durch die offene Tür. Er befand sich in einem großen Raum mit hoher Balkendecke. Vor dem offenen Kamin standen zwei Männer. Der jüngere von beiden trug einen Smoking, der andere einen hellen Anzug. Er war stämmig, hatte ein rotes Gesicht, weiße Haare und hervortretende Augen. Sein Begleiter, ein schmalgesichtiger Mann mit schwarzem Schnurrbart, stand mit dem Rücken zum Feuer.

»Guten Abend«, sagte er mit ironischer Höflichkeit. »Ich hoffe, der Spaziergang hat Ihnen gefallen?«

»Die Luft war gut«, erwiderte Burt, »die Landschaft zweifellos wunderschön, nur die Bewirtung ließ zu wünschen übrig.«

»Besorge ihm etwas zu essen«, wies der ältere von beiden den Mann mit dem Revolver an.

Eine Uhr tickte irgendwo melodisch, das brennende Holz knackte; sonst war es totenstill, bis der Alte mit einem Tablett zurückkehrte.

»Schon gut, Gald, Sie können gehen«, meinte der jüngere Mann und wandte sich, als der Alte verschwunden war, an Tom Burt: »Essen Sie, mein Freund –«

»Soll ich auch trinken?« fragte Mr. Burt, als er sich am Tisch niederließ. »Trinken und fröhlich sein, angesichts der festlichen Zeit? Sagen Sie mir, daß ich morgen sterben muß, und ich nenne Sie einen Lügner.«

»Unverschämtheit«, brummte der Ältere, aber der andere warf ihm einen warnenden Blick zu.

Der Wanderer war sehr hungrig, aber trotzdem nicht unvernünftig. Er aß langsam und mit Bedacht, schob dann den Teller zurück und leerte das Bierglas.

»Würden Sie mir liebenswürdigerweise noch eine Zigarette überlassen?« fragte er.

Der jüngere der beiden Männer hielt ihm ein goldenes Etui hin, und sein Gast bediente sich.

»Also«, meinte er, »rücken Sie heraus mit der Überraschung!«

»Wer sind Sie?« fragte der junge Mann.

»Harun al Raschid«, erwiederte Burt lächelnd. »Ein verkleideter Prinz.«

»Sie sind der Mann, der gestern nacht aus dem Zuchthaus Dartmoor ausgebrochen ist«, stellte der junge Mann eisig fest. »Ich hatte noch keine Zeit, Ihren Namen in Erfahrung zu bringen, aber das spielt ja wohl im Augenblick keine Rolle. Sind Sie verheiratet?«

Burt lächelte amüsiert und schüttelte den Kopf.

»Wären Sie bereit, für fünftausend Pfund und einen Flug in die Sicherheit eine junge Dame zu ehelichen?«

»Und für frische und trockene Kleidung, einschließlich Unterwäsche, versteht sich!« meinte Burt.

»Warum lange handeln?« brauste der Mann mit dem geröteten Gesicht auf. »Sag ihm doch, daß ihm gar nichts anderes übrigbleibt, weil wir ihn sonst der Polizei übergeben. Verdammt noch mal, Leslie ...«

»Sei bitte still, Charles«, sagte Leslie d'Orton. »Laß mich nur machen ...«

»Verzeihen Sie«, mischte sich Mr. Burt ein, »Ehen werden bekanntlich im Himmel geschlossen, aber hier unten bedarf es doch einiger Vorbereitungen, die Zeit beanspruchen. Ich erwähne nur Aufgebote, Urkunden und so

weiter. Ich möchte Ihnen nicht die Freude verderben, aber
—«

»Das ist alles arrangiert«, sagte Leslie.

Er ging auf dem schmalen Teppich vor dem Kamin hin und her, die Hände hinter dem Rücken verschränkt.

»Ich will Sie ins Vertrauen ziehen«, erklärte er schließlich. »Übrigens, Sie sind doch zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden, nicht wahr?«

»Sind solche Bemerkungen wirklich nötig?« fragte der andere.

»Natürlich nicht. Sie scheinen jedenfalls gebildet zu sein. Das vereinfacht die Sache. Ich – das heißt, wir haben eine Schwester, Es erübrigt sich, Ihnen zu berichten, welche Dummheiten sie angestellt hat. Sie muß auf jeden Fall verheiratet werden. Auf Sie fiel unsere Wahl, nachdem wir von Ihrem Ausbruch gehört hatten.«

»Sehr verbunden.« Mr. Burt lächelte.

»Wir haben den ganzen Tag nach Ihnen gesucht. Durch Zufall erfuhren wir bei der Polizei, daß Sie die Richtung hierher eingeschlagen hätten. Mein Verwalter fand Sie, ohne zu wissen, was wir vorhaben.«

»Eine Frage: Ist Ihre Schwester freiwillig dazu bereit, an Ihren Plänen mitzuwirken?«

Charles brummte etwas Unverständliches.

»Darauf kommt es doch gar nicht an«, meinte Leslie, »Es existiert natürlich noch ein anderer Mann, der sich aber im Augenblick auf einem Schiff unterwegs zum Pazifik befindet. Sie brauchen mit ihm nicht mehr zu rechnen.«

Mr. Burts Augen weiteten sich. »Du lieber Himmel! Sie haben ihn entführen lassen!«

Leslie lächelte. »Das ist doch ganz unwichtig. Sind Sie

bereit, diese Dame zu heiraten?«

»Aber nach den Gesetzen dieses Landes –«, meinte Mr, Burt.

»Sie spielen darauf an, daß eine Heirat nur gesetzlich ist, wenn sie während ganz bestimmter Stunden geschlossen wird. Wir haben eine Sondergenehmigung beschafft. Sind Sie einverstanden? Draußen wartet der Wagen meines Bruders, der Sie nach London bringen wird. Sie brauchen keine Angst zu haben – wir sorgen dafür, daß niemand Sie erkennt. Nun, wie steht's? Machen Sie mit?«

Mr. Burt nickte. »Ich habe nichts dagegen«, sagte er.

»Ich finde die Idee sogar ganz lustig.«

Leslie verließ den Raum und stieg in das Obergeschoß hinauf. In Charles d'Ortons Devonshire-Landsitz gab es zwar keinen Turm, aber einen Speicher, der dieselben Dienste leistete. Das Mädchen, das Hubert, den Pastor, eben anfunkelte, zeigte jedoch keinerlei Angst oder Unterwürfigkeit.

»... ich höre dir nur zu, weil ich euch alle für verrückt halte«, hörte Leslie, als er eintrat. »Ihr bildet euch doch nicht ein, daß ich euch das vergesse ...«

Sie sah Leslie an. »Hast du den idealen Gatten für mich gefunden?« fragte sie zornig.

Zu ihrer Überraschung nickte er.

»Du mußt vernünftig sein, Jean. Dieser Mortimer war nicht der Richtige für dich. Er hatte schon eine Frau, wenn du dich an das erinnerst, was ich dir gesagt habe.«

»Warum habt ihr mir dann in seinem Namen ein Telegramm geschickt, wonach er hier sei und mich zu sprechen wünsche?« fragte sie wütend. »Wenn Jack etwas zugestoßen ist, landet ihr alle im Gefängnis, dafür bürge ich! Ihr seid ja wahnsinnig! Und diesen Mann, den du mir

verschafft hast, kannst du wieder fortschicken. Oder ich erzähle ihm —«

»Er weiß Bescheid«, sagte Leslie ernsthaft. »Sobald ihr verheiratet seid, wird er dich verlassen. Wir wollen dich doch nur vor geldgierigen Kerlen schützen, Jean. Nach ein paar Jahren kannst du dich wieder von ihm scheiden lassen —«

»Ich heirate ihn nicht – kann ich ihn sehen?« fragte sie plötzlich.

»Bitte vergiß nicht, Jean —«, begann Pastor Hubert sonor.

Aber sie hatte mit Leslie den Raum verlassen, hastete die Treppe hinunter und stürmte in das Zimmer; wo ihr Zukünftiger am Tisch saß und eben ein Bierglas an die Lippen setzte.

»Ist das die Dame?« fragte er.

»Das ist sie«, erwiederte Leslie.

»Sie scheint von mir nicht sehr begeistert zu sein«, meinte Tom Burt, »und das kann ich ihr nicht einmal übelnehmen.«

Beim Anblick des Galgenvogels war Jean leichenblaß geworden. Burt stand auf und verbeugte sich.

»Früher habe ich besser ausgesehen, Madame«, erklärte er, dann wandte er sich an Leslie. »Rechnen Sie mit schroffer Ablehnung auf seilen der jungen Dame? Ich frage das, weil ich, wie Sie sicher wissen, wenn Sie meine Karriere als Verbrecher verfolgt haben, etwas von Hypnose verstehe! Zum Beispiel ...«

Er schnippte mit den Fingern. Das Mädchen starre ihn an.

»Was, zum Teufel«, meldete sich Charles zum Wort.

»Die junge Dame steht jetzt völlig unter meiner Kontrolle«, sagte Mr. Burt gelassen. »Verlangen Sie von ihr, was

Sie wollen, und sie wird es tun.«

Leslies Blick wanderte verständnislos von Burt zu Jean und wieder zurück.

»Wirst du diesen Mann heiraten?« fragte er schließlich.

Zu seiner grenzenlosen Verblüffung nickte sie.

»Ja«, sagte sie mit schwacher Stimme.

Charles sah offenen Mundes zu, als der Pastor die Eheschließung vollzog. Man hatte im übrigen doch nicht an alles gedacht ... Jean Alice d'Orton heiratete mit Leslies Siegelring.

Sie sank in einen Sessel und starrte ihren frischgebackenen Ehemann an, während Leslie im Nebenzimmer zum Telefon hastete.

»Ist dort die Polizeistation? ... Ich bin Mr. d'Orton. Ich habe den gesuchten Verbrecher in meinem Haus – den entsprungenen Sträfling –«

»In Ihrem Haus, Mr. d'Orton?« wiederholte der Beamte am anderen Ende der Leitung. »Er ist vor etwa fünf Stunden in Newton Abbot gefaßt worden!«

Leslie riß den Mund auf. »Sie meinen Burt ...«

»Nein, Sir, der Mann heißt Collwood –«

Leslie raste in das andere Zimmer. Der Galgenvogel stand hinter Jeans Stuhl.

»Wie heißen Sie?« stieß Leslie hervor.

Mr. Burt lächelte. »Ich habe mehrere Namen. Als mich der alte Tiggerly auf sein dreckiges kleines Schiff geschleppt hatte, nannte er mich Tom Burt – als ich vor Teignmouth über Bord sprang, rief er mir ein paar andere Namen nach, die ich vor einer Dame nicht wiederholen möchte. Ich hörte alles, weil das Boot, in dem er und sein Sohn mir folgte, kaum zwanzig Meter entfernt war, als ich an Land stieg. Er hetzte mich in die Moorgegend. Wenn

ich nicht eingeschlafen wäre und mich anschließend verirrt hätte, säßen Sie schon seit Stunden im Gefängnis. Mein richtiger Name ist übrigens Mortimer – und so heißt jetzt wohl auch Ihre Schwester, wenn die Eheschließung in Ordnung war!«

Sechs Kisten Geld

May Antrim konnte es nicht fassen, daß solche Dinge in einer geordneten Welt möglich waren. Sie ging auf der Terrasse des großen Hauses mit dem Blick auf das schönste Tal in Sommerset hin und her, den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Alles mußte verkauft werden ... Sommercourt ... das Gut ... das Haus in der Curzon Street ... ihre Pferde ... Sie kämpfte gegen die aufsteigenden Tränen an.

Und warum das alles?

Weil John Antrim ein Dokument unterschrieben hatte. An der finanziellen Stabilität ihres Vaters hatte May nie gezweifelt. Er war in der ganzen Grafschaft als überaus wohlhabender Mann bekannt gewesen. Und nun dieser Blitz aus heiterem Himmel.

John Antrim trat auf die Terrasse hinaus und ließ sich müde in einen Sessel fallen. May eilte zu ihm.

Er sah auf und lächelte schwach, als er ihre Hand auf seiner Schulter spürte.

»Du zerbrichst dir auch den Kopf, May?« fragte er.

»Ich finde mich einfach nicht mehr zurecht«, erwiderte sie. »Ich verstehe ja nichts von Geschäften ...«

»Nimm Platz. Ich will dir eine Geschichte erzählen. Sie beginnt am 18. März, als der Dampfer ›Phoenician‹ in New York nach Southampton auslief. Das Schiff, ein Achtzehntausendtonner, gehört den Brüdern Septimus und Francis Balte.«

»Du meinst unseren Francis?« fragte May überrascht.

»Unseren Francis«, wiederholte John Antrim grimmig.

»An Bord befanden sich fünf Millionen Pfund in briti-

schen, französischen und italienischen Banknoten», fuhr er fort, »die in London der Anglo-Amerikanischen Bank übergeben werden sollten. Man hatte das Geld in sechs Metallkästen verpackt, die luft- und wasserdicht verschweißt worden waren und ihrerseits wieder in massiven Holzkisten Aufnahme fanden. Man brachte die Kisten im Tresorraum unter, der sich backbords im G-Deck befindet. Die Tür des Tresorraums öffnet sich auf eine Kabine, in der normalerweise ein Schiffsoffizier wohnt.

Bei dieser Gelegenheit befand sich Mr. Francis Balte, einer der Eigentümer, an Bord. Wegen der Bedeutung der Fracht ließ er die Offizierskabine für sich selbst reservieren. Untertags, und stets, sobald Mr. Balte die Kabine verließ, hielt sich sein persönlicher Steward Deverly dort auf.

Francis hatte die Schlüssel zum Tresorraum an sich genommen. Er trennte sich niemals davon, auch nachts nicht. In der Nacht zum 26. erschien der Zahlmeister bei Francis und legte mehrere Dokumente bezüglich des Geldes vor. Francis öffnete die Tür zum Tresorraum, und der Zahlmeister überprüfte die Kisten. Die Tür wurde wieder geschlossen und abgesperrt. Die Kabine besaß kein eigenes Bad, weshalb Balte eine Sitzbadewanne benützte, die ihm der Steward zusammen mit einem Dutzend kleiner Handtücher jeweils in die Kabine brachte. Man legte die Handtücher auf dem Boden aus, damit der eigens für Mr. Balte beschaffte Teppich nicht Schaden erlitt. Der Steward erschien dann später wieder, nahm die Badewanne und sechs Handtücher mit. Die anderen sechs waren ungebraucht.«

May runzelte die Stirn. Was hatten die Handtücher mit der Geschichte zu tun?

John Antrim schien ihre Gedanken lesen zu können.

»Ich habe mit dem Steward gesprochen«, meinte er, »und das Verschwinden der Handtücher war für ihn das seltsamste Ereignis der ganzen Affäre. Als sich das Schiff am nächsten Morgen den Needlers näherte, kam der Zahlmeister mit fünf oder sechs Seeleuten in die Kabine. Balte schlief noch, aber er stand auf und gab dem Zahlmeister den Schlüssel zum Tresorraum. Der gute Mann öffnete die Tür und fand – nichts.« Er stöhnte. »Ich hätte niemals für eine solche Summe gutschlagen dürfen.«

»Du hast eine Garantie gegeben!« sagte May entsetzt.

Er nickte. »Es war blander Wahnsinn«, meinte er bitter. »Normalerweise wäre ich nur mit einem geringen Teil des Verlustes belastet worden. In einem Augenblick geistiger Verwirrung habe ich jedoch das gesamte Risiko übernommen. Jetzt weißt du alles.

Das Schiff wurde natürlich von vorne bis hinten durchsucht – jeder Zentimeter. Der Steward hatte draußen im Korridor Wache gehalten – allerdings gibt er zu, mit dem Rücken zur Tür gesessen und eingeschlafen zu sein. Niemand konnte durch die Pfortluke einsteigen, entgegen einer ersten Theorie der Polizei, daß sich ein Mann an der Seite hinuntergehängt hätte und dann durch die Luke eingestiegen sei. Der Steward sprach immer nur von den Handtüchern – sechs Handtücher und sechs Kisten voll Banknoten! Nur in einer Beziehung konnte er etwas Interessantes vermelden. Mitten in der Nacht hatte er deutlich ein Geräusch gehört, wie es beim Aufziehen einer Uhr entsteht.«

»Und was ist das gewesen?«

»Er hörte es sechsmal, leise, aber deutlich. Heute will er sich natürlich nicht so festlegen, er meint, es könne auch das Knarren von Seezeug gewesen sein. Auf einem Schiff hört man ja alle möglichen Geräusche. Ich muß wieder auf

die sechs Handtücher zurückkommen. Sie spielen für mein Gefühl eine große Rolle. Die Kisten waren übrigens ziemlich schwer, weil es sich vorwiegend um Banknoten niedrigen Nennwerts handelte, die man sogar mit hydraulischem Druck hatte verpacken müssen, damit sie in den Kästen Platz fanden. Jede Kiste wog etwa hundertzwanzig Pfund.«

»Ich hätte nie gedacht, daß Papiergegeld soviel wiegt,« meinte May. »Wie viele Fünfpfund-Noten könnte ein normaler Mensch tragen?«

»Eine Gesamtsumme von vielleicht hunderttausend Pfund,« erwiderte Antrim, »aber auch nicht weit. So steht es also, mein Kind. Irgendwo gibt es einen raffinierten Dieb, der fünf Millionen erbeutet hat. Und ich trage die Verantwortung.«

Sie schwiegen lange Zeit. Schließlich sagte May:

»Daddy ... Warum wendest du dich nicht an Bennett Audain?«

»An Bennett?« fragte er überrascht. »Er war bei mir, bevor ich die Stadt verließ. Er hatte irgendwo erfahren, daß ich in die Sache verwickelt bin und bot mir seine Hilfe an ... mit Geld. Ich dachte eigentlich, daß ich Francis treffen würde.«

Sie schürzte nachdenklich die Lippen. Sie kannte Francis Balte und konnte ihn gut leiden.

»Du meinst, daß ich Bennett den Fall übergeben soll?« fragte John Antrim. »Ich mißtraue Amateurdetektiven. Dein Vetter ist zwar sehr intelligent – aber eben doch ein Amateur. Seltsamerweise hat ihn auch das Verschwinden der Handtücher mehr interessiert als alles andere.«

»Du mußt Bennett anrufen und ihm sagen, daß wir heute abend mit ihm essen, entschied sie plötzlich.

»Meine liebe—«

»Daddy, du mußt es tun – wenn uns jemand helfen kann, dann nur Bennett.«

Jeder Mann macht in seinem Leben sieben Perioden durch. Er will der Reihe nach eine Lokomotive steuern, Detektiv werden, ein Adonis sein, zur See gehen, Millionär werden, dann Premierminister, und am Ende wieder ein Junge.

Bennett kam nie weiter als bis zur zweiten Periode, konnte aber einiges aus den anderen verwirklichen, denn er war Matrose auf einem Kriegsschiff gewesen, sah zweifellos sehr gut aus und war ebenso unbestreitbar reich.

»Merkwürdig, daß ein Mann wie du sich mit Psychoanalyse beschäftigt«, meinte John Antrim nach dem Essen und starre in sein Portweinglas. »Ich hätte eigentlich gedacht, daß so etwas außerhalb deiner Interessen liegt.«

»Es gibt merkwürdigere Dinge«, sagte Bennett und warf May einen amüsierten Blick zu. »Zum Beispiel hast du eine Fahrt von hundert Meilen unternommen, um mich wegen des Diebstahls um Rat zu fragen, aber bis jetzt ist das Thema noch mit keinem einzigen Wort erwähnt worden.«

May lächelte, aber John Antrims Gesicht hellte sich nicht auf.

»Mach dich nicht über die Psychoanalyse lustig, Daddy«, sagte May. »Bennett wird uns demonstrieren, worum es geht – nicht wahr, Bennett?«

»Ich maße mir kein Urteil über Freud an«, meinte Audain. »Dafür fehlen mir die Kenntnisse. Aber die Gedankenassoziation müßte der Kriminalistik eine wertvolle Hilfe geben können.«

Der Wind peitschte den Regen gegen die Fenster des Hauses in der Park Lane.

»Pff!« machte John Antrim und warf einen Blick auf seine Uhr.

Bennett lachte. »Ich wußte, daß du auf die Uhr sehen würdest, als der Regen an das Fenster trommelte«, meinte er.

Antrim starzte ihn an. »Wieso?«

»Gedankenassoziation«, erklärte der andere ruhig. »Bei deinem Eintreffen hast du zu mir gesagt, du würdest May in London zurücklassen und alleine nach Sommercourt fahren. – Onkel John«, er beugte sich vor, »wenn ich den richtigen Mann befragen dürfte, könnte ich dir allerhand Geld sparen!«

Antrim machte ein düsteres Gesicht. »Das bezweifle ich«, brummte er. »Ich sitze nun einmal in der Tinte. Die Polizei hat ihre besten Leute abgestellt. Was könntest du da noch tun? Vielleicht mit Hilfe der Psychoanalyse den Täter aufspüren?«

»Wer ist der richtige Mann?« erkundigte sich May aufgeregt.

Bennett starzte ins Leere und schwieg lange Zeit.

»Wo ist Francis?« fragte er plötzlich.

Das Mädchen zuckte zusammen, weil die Frage in äußerst grimmigem Ton abgeschossen worden war.

»Verzeih – ich hatte nur so einen Einfall«, sagte Bennett. »Ich bin manchmal ein bißchen zu explosiv.«

John Antrim erhob sich. »Vielleicht hält er sich im ›Elysium-Klub‹ auf –«

»Dort drüben steht das Telefon«, Bennett deutete auf ein kleines Tischchen. »Es ist zwar schon reichlich spät, aber vielleicht kommt er noch her.«

Antrim zögerte. Bevor er jedoch zu einem Entschluß gekommen war, telefonierte May bereits.

Balte hielt sich tatsächlich im Klub auf.

»Er ist unterwegs«, verkündete sie lächelnd und legte den Hörer auf die Gabel. »Armer Kerl, er war ganz verlegen, als er meine Stimme hörte.«

Sie kam an den Tisch zurück. »Du lieber Himmel, was für ein Wetter! Du kannst heute nicht mehr nach Sommerncourt fahren, Daddy!«

Das Klatschen der Tropfen an den Fensterscheiben, das Ticken der Standuhr und die keuchenden Atemzüge von Bennetts betagtem Terrier, der vor dem Kaminfeuer lag, waren die einzigen Geräusche im Raum, bis Balte eintraf.

Er war ein rundlicher Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, blond und lebhaft.

»Freut mich riesig, Sie zu sehen, Miss Antrim.« Er blieb wie angewurzelt stehen, als er John Antrim erkannte.

»Schreckliche Nacht, wie? Sep schreibt, daß er gestern in Torquay war. Das Meer sei so stürmisches gewesen, wie man es seit Menschengedenken nicht mehr erlebt habe.« Er stellte sich ans Feuer, rieb seine Hände und schwatzte weiter. »Furchtbare Sache, Miss Antrim, wie? Was nützt einem denn die Polizei, nicht wahr? Wozu sind die Kerle überhaupt da? Man braucht Leute wie Audain, neue Ideen. Tut mir sehr leid, daß es gerade Sie erwischt hat, Antrim.« Er schüttelte bedauernd den Kopf.

»Schon mal etwas von Freud gehört?« fragte Bennett.

»Freud? Warten Sie mal – war das nicht irgendein Professor?«

»Professor war er, aber nicht irgendeiner«, meinte Bennett. »Warum setzen Sie sich eigentlich nicht, Balte?«

»Danke, ich stehe lieber. Was ist also mit Ihrem Freud?«

»Er hat unter anderem Träume gedeutet –«

»Vielleicht könnte man ihn bei der Polizei brauchen. Die Kerle schlafen nämlich den ganzen Tag«, kicherte Balte.

»Ich will Ihnen sagen, worum es sich handelt«, sagte Bennett und erklärte in groben Umrissen, was er wollte.

Mr. Balte amüsierte sich.

»Sie sagen ein Wort, und ich gebe irgendeinen Begriff, der mir gerade dazu einfällt?« wiederholte er. »Das ist ja ein Spiel für Kinder. Wir haben es früher einmal gespielt. Einer sagt ›Zucker‹, der andere ›süß‹, na ja, und so weiter.«

»Wissen Sie, Mr. Balte«, mischte sich May ein, »Bennett glaubt, daß er dadurch Ihr Unterbewußtsein erreichen kann. Er hofft sogar herausfinden zu können, was sich abgespielt hat, als Sie schliefen.«

Mr. Balte zerrte an seiner Nase und starrte auf den Boden. Er dachte nach. Er fragte sich, ob Bennett seine Gedanken über May Antrim zu erraten vermochte. Niemand wußte, wie sehr er dieses Mädchen liebte.

»Versuchen wir es«, meinte er schließlich heiser. »Ich glaube zwar nicht an solche Dinge, aber wenn Sie etwas herausfinden, das Mr. Antrim weiterhilft – Sie wissen ja nicht, wie sehr mich das bedrückt –, fangen also Sie an.«

»Setzen Sie sich.«

Mr. Balte gehorchte. Seine hellblauen Augen waren unverwandt auf den anderen gerichtet.

»Boden«, sagte Bennett plötzlich.

»Äh – äh – äh – Erde«, erwiderte Francis.

»Graben?«

»Garten.«

»Loch?«

»Äh – ich hätte beinahe ›Teufel‹ gesagt!« kicherte Mr. Balte. »Das ist wirklich lustig – wie ein Spiel!«

»Aktien«, fuhr Bennett fort.

»Baisse«, ergänzte Balte, fügte aber hinzu: »Zur Zeit stehen die meisten Aktien schlecht ...«

Bennett begann von neuem.

»Montag?«

Balte verzog das Gesicht. »Äh – unangenehm – Wochenanfang, Sie verstehen.«

»Freitag?«

»Kalender – mir fällt da ein Kalender ein.«

»Schlüssel?«

»Äh – Tür.«

Er stand auf. »Ein albernes Spiel, Audain.« Er schüttelte mißbilligend den Kopf. »Geben Sie's zu. Ich kann mich außerdem nicht richtig konzentrieren. Auch Sep ist ganz durcheinander.«

»Wo ist Septimus?« erkundigte sich Bennett.

»In Slapton – beim Angeln. Also, was wollen Sie tun, Audain? Können Sie uns helfen? Auf die Polizei möchte ich mich nicht verlassen.«

»Schlafen Sie eigentlich immer sehr fest?« fragte Bennett unvermittelt.

Balte verneinte.

»Schlafen Sie morgens lange?«

»Nein. Um sechs Uhr bin ich immer schon hellwach.«

Er überlegte einen Augenblick. »Weil wir gerade davon sprechen, ich war an jenem Morgen sehr schlaftrig. Betäubungsmittel, wie? ... Glauben Sie, daß man mich betäubt hat – Chloroform oder so?«

»Nein«, erwiderte Bennett und ließ ihn gehen.

»Nun?« fragte May, als die Tür hinter Balte ins Schloß gefallen war.

»Bleibt bitte ein, zwei Tage in der Stadt«, rief Bennett.

Am nächsten Morgen holte er um sieben Uhr einen zu Recht erbosten Kriminalinspektor aus dem Bett. Glücklicherweise kannte ihn Bennett sehr gut.

»Ja, Mr. Audain. Sein Gepäck wurde durchsucht. Mr. Balte bestand darauf.«

»Wie viele Koffer hatte er in seiner Kabine?«

»Vier Stück..«

»Vier? Große Koffer?«

»Ja, Sir, sehr große. Sie waren übrigens halb leer.«

»Ist Ihnen an den Koffern irgendein merkwürdiger Geruch aufgefallen?«

Der Inspektor schüttelte ungeduldig den Kopf. An seinen Beinen begann die Kälte hochzukriechen. Er wollte wieder in sein warmes Bett.

»Nein, Sir, ich habe mir nicht die Mühe gemacht, daran auch noch zu riechen.«

»Sehr gut«, meinte Bennett und verschwand.

Audain kehrte zu den Resten seines Frühstücks zurück und dachte darüber nach, daß Mr. Balte auf die Frage ›Farbe‹ sicherlich ›Sehen‹ geantwortet hätte.

Mr. Balte besaß ein großes Haus in Wimbledon. Wie sein Bruder war er Junggeselle. Sie hatten im letzten Kriegsjahr ein beträchtliches Vermögen geerbt. Der Großteil der Hinterlassenschaft ihres Vaters war jedoch in Form von Steuern vom Staat geschluckt worden. Seit der großen Depression wurden die Profite immer geringer, und die Aktionäre begannen sich zu regen. Bei der letzten Aktio-

närsversammlung war Francis Balte vor allem ein sehr cholerischer Mann aufgefallen, der einen Wechsel der Direktoren verlangt und mehr Applaus erhalten hatte als Francis mit seiner Rede, in der er die fromme Hoffnung aussprach, alles werde sich schon zum Besseren wenden.

Es war Sonntag morgen, und Francis saß in seiner Bibliothek. Gelesen hatte er von den vielen Büchern noch keines. Seine Ellenbogen lagen auf dem Tisch, die Finger wühlten im Haar, und Francis las. Diesmal nicht die Sonntagszeitung, sondern ein in Leinen gebundenes Buch, das ihn sehr zu verwirren schien.

So fand ihn sein Bruder. Septimus, groß, hager und kurzsichtig, starrte Francis durch seine dicke Brille an und rümpfte die Nase.

»Nun?« scharnte er.

Francis schlug das Buch zu. »Lauter medizinisches Zeug«, sagte er. »Audain scheint nicht ganz bei Trost zu sein. Du fährst?«

Diese Frage war höchst überflüssig. Septimus war bis zum Kinn in einen dicken Mantel eingemummt, hatte die Pelzhandschuhe unter den Arm geklemmt, und durch das Fenster sah man seinen Wagen vor dem Eingang stehen.

»Wenn sich mit Audain irgend etwas Neues ergibt, sagst du mir Bescheid. Wiedersehen.«

»Wann kommst du zurück?«

»Dienstag abend. Ich habe den Brief geschrieben.«

»Oh.« Francis stocherte nachdenklich im Feuer herum.

»Dein Ausscheiden aus dem Vorstand wird allerhand Aufsehen erregen«, meinte er. »Es wäre mir lieber –«

»Ja?«

»Nein. Ich wollte eigentlich sagen, daß ich lieber ausgeschieden wäre. Aber es ist wohl besser so. Alle Leute

wissen, daß deine Gesundheit angegriffen ist ... Bist du warm genug angezogen?«

»Gewiß«, sagte sein Bruder und verließ das Haus.

Francis ging nicht zum Fenster. Er beugte sich wieder über das Kaminfeuer.

Nach einiger Zeit fiel ihm auf, daß sein Bruder immer noch nicht abgefahren war. Er legte den Schürhaken weg und schlurfte in seinen Hausschuhen zum Fenster. Draußen standen zwei Autos, und ein Mann unterhielt sich mit Septimus. Es war Audain.

Francis biß sich auf die Unterlippe. Nach einigen Minuten fuhr Septimus davon. Audain trat an die Haustür und läutete. Francis ließ ihn herein.

»Kommen Sie, kommen Sie«, sagte er mit überströmender Herzlichkeit. »Sie haben mit Sep gesprochen? Dem Armen geht es gar nicht gut.«

»Er hat mir erzählt, daß er aus der Firma ausscheidet.«

Bennett wärmte sich die Hände am Feuer.

»Ja. Er geht nach Südfrankreich und kauft sich dort Land. Komischer Kerl, mein Bruder. Er wollte schon immer Land haben ...«

Bennett sah zum Tisch hinüber. Francis kam ihm zuvor.

»Traumdeutung, was sagen Sie jetzt?« kicherte er.

»Sie haben mich für Freud interessiert. Versteh'e allerdings nicht viel. Und Ihr Spiel ...«

Bennett wechselte das Thema.

»Ja, das Haus ist noch ganz in Ordnung«, meinte Balte verwirrt. »Wollen Sie es sich ansehen?«

Bradderley Manor war Francis eine stete Befriedigung. Mit großem Eifer führte er Bennett durch alle Räume. Sie mußten ins Freie hinaus, um zu der Werkstatt zu gelangen,

die Septimus' Hobby war. An den Wänden hing ein Werkzeugkasten neben dem anderen. Es gab eine Werkbank, eine elektrische Drehbank, Bohrer, Schraubstöcke ... Eine Eichentäfelung mit unvollendetem Schnitzwerk bewies Septimus' beinahe kunsthandwerkliches Können.

»War immer schon ein großartiger Handwerker, der gute Sep«, sagte Francis begeistert. »Er hat sogar eine neue Wasserbombe erfunden, mit der er berühmt geworden wäre, wenn nicht der Krieg zu Ende –«

»Das ist sie, nicht wahr?«

Francis drehte sich um.

Bennett hatte eine große Farbendose aus einem Regal genommen. Sie war noch versiegelt.

»Das ist was?«

»Leuchtfarbe«, sagte Bennett und stellte die Dose wieder an ihren Platz. »Lefèvre – die beste Marke, nicht wahr?«

Francis Balte schwieg. Auf dem Weg zurück ins Haus sagte er kein Wort. Bennett folgte ihm in die Bibliothek und beobachtete ihn, als er sich eine Pfeife stopfte.

»Nun?« sagte Francis erschöpft. Bennett sah Tränen in seinen Augen.

»Zwei Dinge sind mir noch unklar«, erklärte Audain. »Erstens: war John Steele der Grund? Zweitens: warum die Handtücher?«

Francis paffte heftig und blinzelte, als sei ihm Rauch in die Augen gekommen.

»Freitag – Kalender; dadurch sind Sie dahintergekommen. Aber Sie müssen doch schon Bescheid gewußt haben, woran hätten Sie sonst erkennen können, daß ich den Rennkalender meinte?«

»Ich habe einfach geraten. Ich wußte nämlich nicht, daß Sie und Ihr Bruder unter dem Namen John Steele einen

Rennstall besaßen. Es war aber verhältnismäßig leicht festzustellen. Als ich entschieden hatte, daß Sie den Rennkalender meinten, das offizielle Organ des Jockeyklubs, ging ich zu den Herausgebern und sah die Liste der Leute ein, die sich unter anderem Namen am Rennsport beteiligen.«

»Nein ... Wir haben zwar auch beim Rennen Geld verloren«, erklärte Francis müde, »aber das war nicht der Grund ... Schlechter Geschäftsgang, immer größere Verluste. – Was wird sie von mir denken ...?«

Er sank in den Sessel, ließ die Pfeife fallen, schlug die Hände vors Gesicht und begann hilflos zu weinen.

»Ich habe kein Interesse an einer Bestrafung«, sagte Bennett zu May Antrim. Sie nickte.

»Dein Vater hat sein Geld zurückbekommen?«

»Natürlich, Bennett – gestern früh sind die sechs Kisten in seinem Büro abgeliefert worden.«

Bennett lachte. »Ich bin froh, daß alles noch so gut ausgegangen ist. – Paß auf. Angenommen, du brauchst irgendein Uhrwerk, wo würdest du es anfertigen lassen? Im Branchenadreßbuch findest du nichts. Aber es gibt mindestens zehn Leute in London, die sich mit solchen Geräten befassen. Ein Mann namens Collett in Highbury hat während des Krieges eine neue Zeitbombe erfunden. Ich suchte ihn auf, nachdem ich erfahren hatte, daß auch Septimus Balte während des Krieges an technischen Erfindungen arbeitete.«

»Aber warum hast du dich überhaupt für Uhrwerkapparate interessiert?« fragte May.

»Hat dir dein Vater nichts von den merkwürdigen Geräuschen erzählt, die der Steward in der Nacht hörte? Nun

ja, Mr. Collett war ein etwas zurückhaltender, aber sehr vernünftiger Mensch. Er hatte eine einfache, wasserdichte Maschine gebaut. Sie betätigte eine große Spule, die von einer Arretiervorrichtung gehalten und drei Stunden nach dem Aufzug freigegeben wurde. Verstehst du?«

May nickte.

»Warum also wasserdicht?« fragte Bennett. »Die Spule selbst befand sich an der Außenseite und sollte im Wasser funktionieren. An dem Metallgehäuse des Apparats waren zwei eiserne Bolzen angebracht, einer über, einer unter der Spule. Was befand sich auf der Spule? Ganz einfach – eine starke, dünne Schnur von beträchtlicher Länge. Begreifst du jetzt?«

»Nein«, gestand May.

»Dann paß auf. Am Ende der Schnur war eine kleine, wahrscheinlich mit Leinwand umkleidete, sicher aber mit Leuchtfarbe gestrichene Korkboje befestigt. Die Handtücher –« Er lachte. »Ich hätte natürlich sehen müssen, wozu sie verwendet wurden, aber ich bin ja nicht in der Kabine gewesen. Und das Merkwürdige ist, daß ich, als ich mich an Francis' Stelle versetzte, nicht auf die Idee kam, daß Kisten mit hundertzwanzig Pfund Gewicht und Stahlbändern die Messingumkleidung der Pfortluke beschädigen, wenn man sie dort hindurchschiebt – deshalb also die Handtücher.«

»Dann hat er also die Kisten ins Meer geworfen!« rief May verblüfft.

Bennett nickte. »Genau das. Zuerst nahm er die Bojen nebst den Apparaten aus den Koffern, zog das Federwerk auf und warf das ganze Ding einschließlich der Boje zur Luke hinaus – wobei die Boje mit einer Kette am unteren Bolzen des Uhrwerkgehäuses befestigt war. Anschließend wurde dann die Kiste hinausgeschoben. Das Gerät mit der

Boje ging unter. Kein Passagier, der zufällig an der Reling lehnte, konnte Leuchtbojen sehen. Niemand sah sie außer Septimus, der zwölf Meilen vor Slapton Sands mit seinem Motorboot wartete. Und auch er sah sie erst drei Stunden später, als die Spulen die Bojen freigaben und diese an die Oberfläche trieben. Binnen einer Stunde hatte Septimus alle sechs Kisten sichergestellt.«

Sie schüttelte hilflos den Kopf. »Aber ... wie ... hast du das erraten?«

»Erraten?« Bennett hob die Brauen. »Das hatte nichts mit Raten zu tun. Wer sonst konnte die Kisten gestohlen haben? Im Roman ist der Dieb immer derjenige, den man am wenigsten verdächtigt. Im wirklichen Leben fällt aber von vornherein der Verdacht auf ihn. Die Polizei nimmt immer den Mann besonders in die Zange, den man zuletzt am Tatort gesehen hat. Meistens ist er nämlich auch der Täter gewesen. Ich wußte schon halb Bescheid, als Francis auf ›Montag‹ – das ist der Tag, an dem beim Pferdesport die Schulden beglichen werden müssen – etwas von ›unangenehm‹ sagte.«

Er sah auf die Uhr. »Francis und der ›arme alte Sep‹ werden in Plymouth eben die ›Rotterdam‹ besteigen.«

»Aber ich verstehe immer noch nicht, warum ... Er hatte zwar viel Geld verloren, stand aber doch nicht vor dem Ruin. War er so geldgierig?«

»Natürlich ging es um eine Frau«, meinte Bennett ernsthaft. »Für sie hat er seine ganzen Pläne gemacht.«

»Armer Mann!« sagte May leise. In ihren Augen standen Tränen, und Bennett erinnerte sich an Francis Baltes Worte: ›Was wird sie von mir denken?‹.

Die Starken und die Schwachen

Foley, das Orakel des Rauchzimmers, langweilte mit seinen Ansichten über Vererbung und die Funktion der Chromosomen nicht nur die Clubmitglieder, sondern noch einen viel größeren Kreis von Opfern, denn er schrieb für sein Leben gern und hatte Zugang zu den Spalten einer gewissen Zeitung, deren Name lieber verschwiegen sei.

Er gehörte zu den ›Wissenschaftlern‹, die sich Fernkurse über Gedächtnistraining, Kraftfahrzeugtechnik, Kriminalistik, drahtlose Telegraphie und Charakterkunde bestellen. Für die Chromosomen bezahlte er nichts, weil er sie im Bericht einer englischen Zeitung über einen Vortrag von Professor Parrott gefunden hatte.

Die Chromosomen sind jene rätselhaften Bausteine des Lebens, die, primitiv gesprochen, einem nichtsahnenden und unschuldigen Baby solche Nachteile zufügen können wie die Nase seines Onkels, das Gemüt seines Vaters und Cousine Minnies ungesunde Neigung zu Chopin und krausen Locken.

Ernsthafte Leute, vor allem Mediziner, würden sich weder so ausdrücken noch irgendwie festlegen wollen.

Foley war im Gegensatz dazu, jederzeit bereit, bis ins Detail gehende Beispiele zu liefern. Wenn man das Schreibzimmer des Clubs betritt und dort von oben bis unten bekratzelte Briefbogen findet, kann man mit Sicherheit annehmen, daß Foley irgendein bedauernswertes Clubmitglied mit seinen Theorien bekannt gemacht hat.

Abgesehen von den Chromosomen gibt es eine Evolutionsthese, die Foley aufs schärfste vertrat. Sie verkündet, daß der sehr kluge Vater stets einen Dummkopf zum Sohn hat. Ob es sich auch anders herum so verhält, war von

Foley nicht zu erfahren. Man möchte es nicht annehmen, denn Foley senior war über Achtzig, befaßte sich mit Spiritualismus und setzte grundsätzlich nur auf Außenseiter.

Foley versuchte seine These stets an Dick Magnus unter Beweis zu stellen.

John Seymour Magnus, Dicks Vater, wurde allgemein im Himmel vermutet, angesichts der vielen schönen Charakterzüge, die auf seinem Grabstein verewigt wurden. Er war ein guter Vater, ein braver Ehemann, ein treuer Freund, und er tat viel Gutes.

Über seine geschäftlichen Erfolge stand auf dem Grabstein nichts vermerkt. Als gewiefter Geschäftsmann hatte er seine Pläne stets bis in jede Einzelheit ausgearbeitet, bei ihm pflegte alles wie am Schnürchen zu laufen. Alle anderen Männer – bis auf einen – dachten auf Monate hinaus. John Seymour Magnus sah die Wirkung seiner Aktionen auf drei Jahre voraus.

Es gab einen einzigen Rivalen, der über dieselben Talente verfügte. Carl Martingale war sein Altersgenosse, und man kann es nicht als unwichtig bezeichnen, daß er mit seinem Sohn Foleys Theorien schlagend widerlegte. Carl und John starben innerhalb von zwölf Tagen, und ihre beiden großen Firmen gingen an die Söhne über.

Dick setzte sich auf den Stuhl seines Vaters, aber seine Umgebung bedrückte ihn so sehr, daß er das ganze Unternehmen für eine lächerliche Summe an Steven Martingale verkaufte. Die beiden waren Freunde, also fand der Verkauf bei einem Essen statt, für das Dick bezahlte.

Steven hatte das Essen Wochen voraus geplant, die Steuerung des Gesprächs vorausbestimmt und seine Antwort vorbereitet, als Dick in eine Situation manövriert worden war, in der er die Firma anbieten mußte. Denn Steven war das Abbild seines Vaters, ja, man mußte ihn

sogar als gefährlicher bezeichnen. Carl Martingale gehörte zu den Self-Made-Männern, denen jedes verfeinerte Lebensgefühl fehlt. Steven hatte das Gehabe eines Gentlemans und die moralische Einstellung eines Neandertalers.

Immer wieder wurden häßliche Geschichten verbreitet, und einmal kam der alte Jennifer halb von Sinnen in den Klub und betrank sich bis zur Bewußtlosigkeit. Er hatte gehofft, Steven als Schwiegersohn zu bekommen und seiner hübschen Tochter Fay deswegen freie Hand gelassen.

Allzu freie Hand, wie es schien.

Aus dieser Affäre ergaben sich jedoch keinerlei Nachteile für Steven. Jennifer schuldete ihm sehr viel Geld, und Steven kannte auf den Penny genau die Stärke dieser Fesseln.

Er war ein sehr gutaussehender Mann, von jenem Typ, wie ihn Verkäuferinnen sich erträumen – groß, breitschultrig, dunkelhaarig, schmalhüftig. Einen größeren Gegensatz zu Dick konnte man sich kaum vorstellen, denn Dick war mager und klein, blond, kurzsichtig und ungeschickt.

Aber seine Ungeschicklichkeit trat erst nach seiner Heirat zutage.

Thelma Corbett wurde von Dick und Steven verehrt; es verging kaum ein Tag, an dem ihre Autos nicht in der Nähe von Corbetts Haus standen. Corbett, dessen Finanzen zu wünschen übrigließen, war es gleichgültig, wer von beiden zum Ziel kam, und Thelma befand sich in derselben Lage.

Sie war eines von diesen hübschen, schlanken Wesen, die gewisse geistige Unruhe erzeugen, wenn man ihnen begegnet. Sie war kalt und unzugänglich, unabhängig und hilflos, raffiniert und dümmlich, je nachdem, gleichzeitig oder auch abwechselnd; man wußte nie genau, wo der

wahre Mensch steckte.

Zu jedermanns Überraschung heiratete sie Dick.

Steven hatte das natürlich gewollt. Als wir uns eines Abends im Foyer des Auditorium-Theaters unterhielten, gab er es praktisch zu.

Dick war zu dieser Zeit beinahe schon ein Jahr verheiratet und überaus glücklich.

»Ich kann nicht begreifen, wie es Drek gelungen ist, dich auszustechen, Steven«, sagte ich. Er war mir damals sehr zugetan, weil ich ihm über eine schwere Grippe hinweggeholfen hatte.

Er lachte auf.

»Ich hielt es für das Beste«, sagte er zweideutig. »Sie war zu jung, zu selbstzufrieden«, fuhr er fort. »Manche Frauen sind so. Die Männer, von denen sie geheiratet werden, wecken sie niemals auf. Manche gehen mit trägen Herzen durchs Leben und sterben in dem Glauben, daß sie glücklich gewesen sind. Sie haben ohne ›Kampf‹ gelebt, und nur der Kampf bringt das Feuer zum Erlühen, aus dem die perfekte Frau entsteht. Ich hatte es mir so ausgerechnet.«

Ich schwieg.

»Ich hatte es mir so ausgerechnet.« – Einer seiner Lieblingssätze.

»Deswegen laufen auch oft Frauen, von denen man es nie vermutet hätte, mit den unmöglichsten Männern davon«, sagte er nachdenklich. »Das Wehklagen perfekter Ehemänner dringt zum Himmel, und die Scheidungsrichter zucken unter dem Jammergeschrei zusammen. Die Männer sind verwirrt, betäubt, erzürnt, sie haben ein zartes Wesen mit Reichtum und Zuneigung überhäuft, und zum Dank dafür empfiehlt es sich mit dem stupsnasigen Chauf-

feur, dessen Vokabular zwölfhundertfünfzig Worte umfaßt und der nichts in der Welt sein eigen nennt.«

Ich verzichtete auf eine Entgegnung. Kurz danach ging die Pause zu Ende, und wir kehrten ins Theater zurück. Nach Schluß des Stücks fuhr mich Steven nach Hause und kam noch zu einem Drink in meine Wohnung. Ich brachte das Gespräch allmählich wieder auf Dick und seine Frau.

»Dick ist ein Abfallprodukt der Natur«, meinte er. »Es fehlt ihm an Initiative, er hat kein Ziel. Wie konnte der alte Magnus einen solchen Sohn in die Welt setzen? Er war der schlaueste, raffinierteste Fuchs in der ganzen City. Dick ist nutzlos – ein netter Kerl, gerade dazu nütze, My-lady den Wollstrang zu halten oder ihren Chow-Chow spazierenzuführen, aber –« Er schüttelte den Kopf.

»Kein ›Kampf‹, wie, Steven?« fragte ich. »Foleys Theorie scheint auf diesen Fall gut zu passen.«

»Foley ist ein Narr«, erwiderte Steven lächelnd. »Wie ist es dann eigentlich mit mir? Bin ich nicht der Sohn meines Vaters?«.

Ich mußte es zugeben.

»Nein, Dick lebt vom Frühstück bis zum Abendessen, und er könnte genauso wenig einen Plan in der Art seines Vaters entwerfen, wie ich es vermöchte, einen Strumpf zu stricken.«

»Weit und breit von ›Kampf‹ nichts zu bemerken?« wiederholte ich, und er nickte ernsthaft.

»Es gibt keinen ›Kampf‹«, sagte er, und es schien mir, als unterdrücke er den Zusatz: ›noch nicht‹.

Steven erschien häufig als Gast im Hause Magnus – Dick berichtete es mir persönlich.

»Er ist ein amüsanter Mensch«, sagte er, als ich ihn im

Park traf, »und ich habe sowieso das Gefühl, daß sich Thelma ein bißchen langweilt.«

Leute, die viel mit Thelma zusammenkamen, hatten wohl eher Grund, sich über Langeweile zu beklagen, aber das sprach ich natürlich nicht aus. Sie gehörte zu den Gastgeberinnen, die unterhalten sein wollen.

Jedermann war damals Dick sehr zugetan, man nahm ihn überall mit offenen Armen auf. Später, als er jenes Stadium der Tölpelhaftigkeit durchlief, das man sonst mit der Pubertät in Zusammenhang zu bringen pflegt, war er nicht mehr so populär, und ich machte mir etwas Sorgen um ihn. Es ärgerte mich, einen Mann mit viel Geld aus dem Leben ein Spiel machen zu sehen, weil Leute, die fürs Spiel leben, ihre einzige Erholung in der Arbeit finden; er äußerte jedoch niemals den Wunsch, seinem Vater nachzueifern. Er ritt gut, er schoß erstklassig, er spielte ordentlich Golf und war beim Bridge ein gengesehener Partner.

»Mein Gott, ja«, sagte Dick, als ich ihn einmal darauf ansprach, »angestrengtes Nachdenken langweilt mich. Vielleicht brächte ich es fertig, wenn ich müßte. Manchmal habe ich das Gefühl, daß irgendwo in mir ein Funken des Genies meines Vaters glimmt, aber solche Augenblicke gehen schnell vorüber.«

Eines Nachmittags brachte er mich zu sich nach Hause zum Tee, wobei er etwas früher ankam, als erwartet. Er war offensichtlich überrascht, Stevens Wagen am Haus stehend zu finden. Sein Erstaunen wäre noch einer Steigerung fähig gewesen, als er durch die Terrassentür in den Wohnsalon trat und Steven und Thelma nebeneinander auf einem Sofa sitzen sah. Sie betrachteten eine Anzahl Drucke. Das richtige Kunstverständnis mag verlangt haben, daß Stevens Hand auf der Schulter der jungen Frau lag. Anscheinend war sie nicht dieser Meinung, denn sie

versuchte, sich loszumachen, aber Steven, ein welterfahrener Mann, ließ seine Hand, wo sie war, und sah lächelnd auf.

»Na, da seid ihr ja!« sagte Dick und starrte freundlich ins gerötete Gesicht seiner Frau, »entdecke ich einen keimenden Skandal? Oder habe ich eine Lektion über Kunst versäumt?«

Steven erhob sich lachend.

»Ich habe Thelma ein paar Drucke mitgebracht«, sagte er, »sie sind eben herausgekommen. Wunderhübsch, findest du nicht?«

Dick sah sich die Bilder an und sagte in seinem Unverständ, sie kämen ihm ein bißchen altmodisch vor.

Ich sah, wie seine Frau verächtlich den Mund verzog.

Wie ich später erfuhr, überraschte Dick die beiden ein andermal beim gemeinsamen Essen im ›Madarino‹, obwohl Thelma ihrem Mann vorher erklärt hatte, sie würde den Tag bei ihrer Mutter verbringen.

Eines Tages fuhr Dick nach Hause, fröhlich auf die Hupe drückend, als er vor dem Eingang hielt. Er fand seine Frau und Steven im Wohnzimmer, beide mit hochrotem Kopf.

Nach dem Tee hakte sich Dick bei Steven unter und ging mit ihm im Garten spazieren. »Steven, alter Junge«, sagte er liebenswürdig, »du solltest Thelma eigentlich nicht besuchen, wenn sonst niemand im Haus ist.«

»Warum, um Himmels willen, denn nicht?« fragte Steven. »Das ist doch blanker Unsinn! Ich kenne Thelma ja schon länger als du.«

Dick kratzte sich am Kinn. »Ja, das ist auch ein Argument«, meinte er. »Trotzdem würde ich es mir an deiner Stelle überlegen. Du weißt ja, wie schnell beim Personal

Gerüchte entstehen.«

Aber Steven schlug ihm auf die Schulter, meinte, er solle sich nicht wie ein Trottel benehmen, und Thelma war am Abend so lieb, daß Dick, als er am Wochenende seine Frau und Steven Händchen haltend im Park antraf, nur freundlich grüßte und mit verlegenem Grinsen weiterging.

Ungefähr um diese Zeit begann sich Dick zu verändern. Er wurde nüchtern in seiner Kleidung, konnte sich nicht bewegen, ohne irgend etwas kaputtzuschlagen, versagte völlig beim Bridge, so daß die Leute, denen er als Partner zugeteilt wurde, ganz offen stöhnten.

Harry Wallstein, ein fanatischer Sammler, gab ihm eine kostbare Ming-Vase zur Betrachtung in die Hand, und Dick ließ sie fallen, so daß das wertvolle Ding in tausend Stücke zersprang. Selbstverständlich bestand er darauf, die Vase zu ersetzen, aber Harry war bis in die Seele getroffen. Dick nahm auch die seltsame Gewohnheit an, beim Teetrinken plötzlich eine seltsame Bewegung zu machen und alle Tassen auf den Boden zu schmettern. Auf der Straße entging er einem furchtbaren Schicksal nur mit knapper Not. Und einmal blieb er mitten auf einer belebten Kreuzung stehen und starre zum Himmel hinauf.

Ein Lastwagen und zwei Taxis türmten sich deshalb auf dem Gehsteig übereinander, denn es hatte geregnet, und die Straßen waren glitschig.

Dick bezahlte den Schaden und machte sich wieder auf den Weg. Es ist seltsam, wie schnell man den Ruf eines Sonderlings erwirbt. Die Leute vergaßen, daß Dick einmal ein völlig normaler Mensch gewesen war. Als er Mrs. Tolmarsh besuchte, deren Sammlung venezianischer Gläser im Land ihresgleichen suchte, wurde der Butler angewiesen, nicht von seiner Seite zu weichen, ihn zum Wohnzimmer und zurück zu begleiten und unter keinen

Umständen zu gestatten, daß Dick die wertvollen Stücke in die Hand nahm.

Trotzdem gelang es dem jungen Mann, eine Vase aus dem sechzehnten Jahrhundert und einen Krug aus Mailand zu zerschlagen.

Inzwischen gab Steven seine Gewohnheit auf, Mrs. Magnus dreimal wöchentlich zu besuchen, und erschien nun dort jeden Tag.

Dick schien das nichts auszumachen, wenngleich er häufig früher heimkehrte, als man es von ihm erwartete. Ich hätte Dick warnen können, zog es jedoch vor, Steven ins Gewissen zu reden. Ich erwischte ihn einmal allein in der Bibliothek des Klubs und ging auf mein Ziel zu.

»Ich will nicht moralisieren, Steven«, sagte ich, »dafür dürfst du mich zu gut kennen. Was Frauen angeht, so verfichtst du deinen eigenen Standpunkt, und bisher bist du auch damit durchgekommen. Ich zweifle nicht daran, daß du es auch hier schaffst, weil Dick langsam zu verblöden scheint – aber es gibt Gott sei Dank noch ein paar anständige Leute in der Stadt, und wenn du Dick betrügst, wird das nicht ohne Folgen für dich bleiben. Ich will nicht so banal sein, dich zu bitten, dich erst einmal umzusehen, bevor du abspringst, weil ich weiß, daß du stets sehr gut aufzupassen pflegst!«

»Das stimmt nicht«, korrigierte er mich. »Jemand, der vorher allzu genau hinsieht, springt überhaupt nicht. Die Menschen lassen sich in diese zwei Klassen einteilen – Leute, die sich vorsichtig umsehen, und andere, die einfach springen. Im übrigen ist es mir egal, was die Leute von mir denken. Meine Angelegenheiten gehen niemanden etwas an. Ich mache genau das, was mir paßt und was mir die größte Befriedigung verspricht.«

»Gleichgültig, wer dabei zugrunde geht?« fragte ich.

»Allerdings«, erwiderte er. »Ich weiß genau, was mir zu steht. Ich habe es mir ausgerechnet.«

Es gab nichts mehr zu sagen. Weit schwieriger war es, Dick auf die Geschehnisse aufmerksam zu machen, weil er auf Andeutungen überhaupt nicht reagierte.

Eine Woche nach meinem Gespräch mit Steven traf ich Hariboy, den Bankier und Präsidenten meines Golfklubs. Ich hatte eines seiner Kinder behandelt, und als ich mir im Bad die Hände wusch, kam er herein. Wir unterhielten uns eine Weile, bis er unvermittelt erklärte: »Steven Martingale reist in Kürze ab.«

»Er reist ab?« wiederholte ich. »Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß, daß er eine Schiffspassage nach den Bermudas gebucht hat. Meine Sekretärin ist mit der seinigen befreundet, und sie hat von ihr erfahren, daß Steven die letzten Tage bis in die Nacht hinein arbeitet, weil er am Achtzehnten auf eine längere Urlaubsreise gehen will.«

»Wissen Sie, mit welcher Linie?« fragte ich, und er nannte mir den Namen. Glücklicherweise war der Geschäftsführer des zuständigen Schiffahrtsbüros einer meiner Patienten. Ich suchte ihn deshalb am Nachmittag auf.

»Ja, das Schiff fährt am Achtzehnten ab«, sagte er, »aber Mr. Martingale steht nicht auf meiner Passagierliste.« – Wir lasen sie gemeinsam durch.

»Was sind das für Leute in Kabine Nr. 7?« fragte ich.

Er setzte die Brille auf und sah genauer hin. »Mr. und Mrs. Smith. Ich weiß nicht, wer sie sind. Der Name soll ja recht häufig sein«, fügte er humorvoll hinzu.

Das war es also!

Ich hätte wohl nichts weiter unternommen, wenn mir Stevens Charakter nicht so gut bekannt gewesen wäre.

Aber Steven gehörte nicht zu den Männern, die heiraten. Er hatte mir einmal erzählt, daß er unter keinen Umständen sich an eine Frau binden würde, um seine Theorie dann mit solch kaltblütiger Logik zu untermauern, daß kein Zweifel an seinen Absichten mit Thelma Magnus möglich war.

Ich forschte in der ganzen Stadt nach Dick und entdeckte ihn schließlich im Spielzimmer des Procter-Klubs. Als ich den Raum betrat, stieß Dicks Partner gerade wilde Verwünschungen aus. Die beiden Gegner kümmerten sich nicht darum, weil sie fleißig ihre Gewinne addierten. Dick lehnte sich in seinem Stuhl zurück, steckte die Hände in die Taschen und lächelte schwach.

»Reine Glückssache, alter Freund«, murmelte er immer wieder.

»Zum Teufel damit —«, brüllte Staines, das bedauernswerte Opfer. »Du hast vier Pik und die Königin gehabt ...!«

»Reine Glückssache«, wiederholte Dick, zahlte seine Spielschulden, stand auf, blieb am Tisch hängen und kippte ihn um.

»Tut mir sehr leid«, sagte er. »Wirklich, sehr ungeschickt von mir.«

»Hören Sie mal, Dick«, sagte ich, als ich ihn in meinem Wagen verstaut hatte. »Sie fahren jetzt mit mir nach Hause, ich muß mit Ihnen reden.«

»Du liebe Güte!« stöhnte er. »Doch nicht über Thelma?«

Ich starzte ihn verblüfft an.

»Alle Leute unterhalten sich mit mir über Thelma«, erklärte er gelassen. »Sie ist ein liebes Ding und wirklich ehrlich. Ich bin kein sehr amüsanter Mensch, wissen Sie, Doktor«, fügte er klagend hinzu, »und Steven war immer

schon ein guter Gesellschafter.«

»Aber mein lieber, guter Mann«, erwiderte ich ungeduldig, »begreifen Sie denn nicht, daß ein Mann wie Steven Ihre Frau nicht täglich aufsucht, um ihr lustige Geschichten zu erzählen?«

»Ich weiß nicht recht«, meinte Dick. »Thelma scheint ihn zu mögen, und ich habe ja auch gegen Steven nichts. Er springt eben, ohne aufzupassen«, sagte er, und warf mir von der Seite einen Blick zu, »und für solche Männer interessieren sich die Frauen.«

Er lachte über mein entgeistertes Gesicht. »Neulich abends hat er uns von dem Gespräch mit Ihnen erzählt.«

»Sicherlich nicht alles«, meinte ich trocken, aber Dick war nicht neugierig.

»Steven ist ein netter Kerl«, wiederholte er. »Ich kann ihn gut leiden. Allen Leuten, die mir etwas über ihn und Thelma zutragen wollen, kann ich nur erwidern, daß er mein bester Freund ist.«

Ich stöhnte. »Dann hat es keinen Zweck, Ihnen zu sagen, daß Steven eine Doppelkabine auf dem Schiff gemietet hat, das am Achtzehnten nach den Bermudas ausläuft.«

»Ich weiß«, sagte er. »Er nimmt seine Tante mit. Ich habe dieselbe Geschichte von Chalmers gehört und Steven gefragt. Er sagte mir, daß er auf Urlaub fährt –«

»Unter dem Namen Smith?« fragte ich bedeutsam.

»Unter dem Namen Smith«, wiederholte Dick ernsthaft. »Immerhin ist er ja ein sehr wichtiger Mann, Doktor, und er wird seine Gründe für diese Geheimhaltung schon haben.« Ich gab es auf.

»Am Siebzehnten veranstalten wir eine kleine Party, Vielleicht haben Sie Lust, zu kommen«, sagte Dick, bevor ich mich verabschiedete. »Ich habe auch Steven eingela-

den. Es wird eine Art Abschiedsgesellschaft für ihn werden, obwohl natürlich niemand erfahren darf, daß er ins Ausland fährt.«

Der arme Narr sagte das so ernst, daß ich ihn am liebsten geohrfeigt hätte. Was konnte ich noch tun? Ich unterhielt mich mit Chalmers, der Dick ebenfalls gut leiden kann, bekam aber keinen Rat.

»Es ist hoffnungslos«, sagte er, »und das Merkwürdigste ist, daß Dick in der Nacht des Siebzehnten die Stadt verlassen will. Wir können ihn also nicht einmal zum Schiff zerren, damit er mit eigenen Augen sieht, was dieser Halunken vorhat!«

»Glauben Sie, daß er sie heiraten wird?« fragte ich nach einer längeren Pause.

»Heiraten?« sagte Chalmers verächtlich. »Hat er etwa Fay Jennifer geheiratet oder diese Mavis Steele? Daß ich nicht lache!«

Dicks Party war ein großes Ereignis. Sein Haus lag etwa zwanzig Meilen außerhalb der Stadt, inmitten der herrlichsten Landschaft. Es war ein warmer Herbsttag mit wolkenlosem Himmel und lauem Wind. Bei diesem Wetter zieht es sogar die eingefleischtesten Städter aufs Land hinaus.

Es wird jedoch wohl nicht nur daran gelegen haben, daß so viele Leute kamen. Mindestens die Hälfte davon, gewiß aber alle Frauen, wußten, daß Steven Martingale am folgenden Tag nach Bermuda fahren würde, und daß Thelma ihn begleitete.

Als ich Dicks Frau nach meinem Eintreffen begrüßte, stellte ich fest, daß ihre Augen fiebrig glänzten.

Alle Parties, die Dick gab, waren amüsant und ein wenig unkonventionell. Nahezu jedesmal traten gute Tänzer auf, außerdem wurde irgendein Wettbewerb ausgetragen, bei

dem man schöne Preise gewinnen konnte, und vor: allem die jungen Leute freuten sich immer besonders auf diese Feste. Diesmal gab es ein Wettschießen mit Revolvern für Damen und Herren, wobei der Preis für die Damenwelt aus einer Diamantbrosche, für die Herren aus einem goldenen Zigarettenetui bestand.

Die meisten Männer halten sich gerade in den Fächern für besonders tüchtig, die sie nicht beherrschen, und neun von zehn Vertretern des starken Geschlechts rühmen sich ihrer Treffsicherheit, obwohl sie nie eine Waffe in der Hand gehabt haben.

Dick gesellte sich zu mir, führte mich ins Haus und hinauf in sein Arbeitszimmer.

»Doktor«, sagte er, nachdem er sich in einem Sessel niedergelassen hatte, »ich möchte Sie etwas fragen. Was war der Crauford-Skandal? Ich erfuhr erst gestern abend davon, und man erzählte mir, daß sich mein Vater selbst übertröffen habe.«

Es war merkwürdig, daß er nie von Ralph Crauford und seinem Sturz gehört hatte. Der alte Magnus und Ralph waren bittere Feinde gewesen, und während sich Crauford von Tag zu Tag immer mehr plagen mußte, konnte Magnus abwarten. Wie gewöhnlich entwarf er weitreichende Pläne und erschien eines Morgens nicht in seinem Büro. Es verbreitete sich das Gerücht, daß er krank sei, wofür man auch als Beweis ansehen konnte, daß vor seinem Haus die Autos mehrerer Ärzte parkten. Sogar ich ließ mich täuschen. Wir zogen alle möglichen Spezialisten hinzu. Wochenlang ging es Magnus gut, dann erlitt er wieder einen Zusammenbruch und mußte seiner Arbeit fernbleiben. Die ganze Zeit warteten Craufords Leute auf die Gelegenheit, einen großen Börsencoup zu landen. Wir hatten eine Reise ins Ausland für Magnus vorgeschlagen, aber er stimmte erst nach einem Jahr zu. Er fuhr nach Pa-

lermo, von wo einen Monat später die Nachricht kam, daß er gestorben sei. Crauford war sicher, daß seine Gelegenheit gekommen sei. Er würgte die Aktien des alten Magnus ab, während die Testamentsvollstrecker verzweifelt hinter einer schriftlichen Ermächtigung her waren. Das Ganze dauerte drei Tage, dann erschien der alte Magnus in der Börse, ein wenig dicker, sonnengebräunt und fröhlich. Crauford hatte sich verausgabt. Er mußte nicht nur seine Firma auflösen, sondern auch sein Haus, seinen Landsitz und den Schmuck seiner Frau verkaufen, um seine Schulden zu begleichen.

Dick lauschte andächtig. Von Zeit zu Zeit lachte er.

»Großartig, mein Vater!« sagte er schließlich. »Und er hat sie die ganze Zeit an der Nase herumgeführt. Donnerwetter, wirklich phantastisch! Spezialisten, Seereisen, alle paar Stunden ein Bulletin über seinen Gesundheitszustand!« Er stand plötzlich auf. »Sehen wir den Frauen beim Schießen zu«, sagte er unvermittelt.

Als die Reihe an die Damen kam, gab es das übliche Ge-
tue. Trotz ihres angeblichen Schreckens und der Rufe
›Wie faßt man denn so was an?« schossen sie sehr gut.

Irgendwo sah ich Steven stehen, der amüsiert die Vor-
gänge beobachtete. Er ging Thelma auffällig aus dem
Weg, trat aber an den Schießstand, als sie ihre sechs
Schüsse abfeuerte. Übrigens traf sie nicht ein einziges
Mal. Ihre Hand zitterte zu sehr.

Stevens Schießkunst war bewunderungswürdig. Jede
Kugel traf genau ins Schwarze, und es schien kein Zweifel
daran zu bestehen, wem der Preis gebührte.

»Jetzt bin ich dran, Steven«, sagte Dick, und als man ihn
mit der Waffe in der Hand erblickte, zogen sich sogar sei-
ne besten Freunde auf sichere Distanz zurück.

Er feuerte das erstmal, haargenau ins Schwarze, der

zweite Treffer wich ein wenig nach links ab, konnte aber durchaus noch als Volltreffer gelten, der dritte Schuß, der vierte und fünfte – alle saßen genau in der Mitte des schwarzen Kreises. Dick wandte sich Steven lächelnd zu.

»Auf meinen alten Revolver kann ich mich verlassen«, sagte er.

Er hatte sich geweigert, mit den zur Verfügung gestellten neuen Waffen zu schießen und einen uralten Revolver mitgebracht. Da er aber außer Konkurrenz antrat, war kein Protest erhoben worden.

Der sechste Schuß traf wieder genau ins Schwarze, und man spendete begeisterten Applaus.

»Was sagst du nun?« fragte Dick.

»Großartig«, erwiderte Steven.

»Jemand, der zuerst genau hinsieht, schießt fast immer ebenso gut wie einer, der gleich springt«, meinte Dick lachend und betätigte spielerisch den Abzug.

Ein Schuß krachte, ein Schrei löste sich. Steven schwankte einen Augenblick, starnte Dick entsetzt an und brach dann zusammen.

Dick hatte den rauchenden Revolver immer noch in der Hand und schaute auf die am Boden liegende Gestalt hinunter. »Tut mir leid«, murmelte er, aber Steven Martingale war einer Entschuldigung nicht mehr zugänglich.

Er starb, bevor ich an seiner Seite war.

Der altmodische Revolver, den Dick benutzt hatte, besaß sieben Kammern in der Trommel, und sowohl vor als auch nach der gerichtlichen Untersuchung waren sich die Leute darin einig, daß nur Dick so ein Unikum besitzen konnte.

»Er hätte doch sehen müssen, daß der Revolver siebenschüssig war, als er ihn lud«, sagte Chalmers. »Wenn das

nicht gerade Dick passiert wäre, hätte ich angenommen, daß das Ganze inszeniert war, daß er ein Jahr lang den Trottel spielte, nur um die Tat als Unglücksfall hinstellen zu können. Aber solcher Dinge war nur sein Vater fähig.«

Ich schwieg, denn ich hatte Dicks Augen gesehen, als er Steven zum letztenmal gegenüberstand.

Jedenfalls schien der Schock Dick aus seiner Lethargie gerüttelt zu haben; denn er benahm sich plötzlich überhaupt nicht mehr tölpelhaft. Auch Thelma Magnus mußte unvermutet etwas Besonderes an ihm entdeckt haben; denn als ich sie neulich traf, schien sie recht glücklich zu sein. Aber ich werde das Funkeln in Dicks Augen nicht vergessen, als er zum letztenmal mit Steven Martingale sprach. Ich hatte es einmal zuvor gesehen, in den Augen von John Seymour Magnus, als er Crauford in den Bankrott trieb.

Vielleicht hatte das Ganze doch etwas mit den Chromosomen zu tun. Ich müßte eigentlich einmal Foley danach fragen.